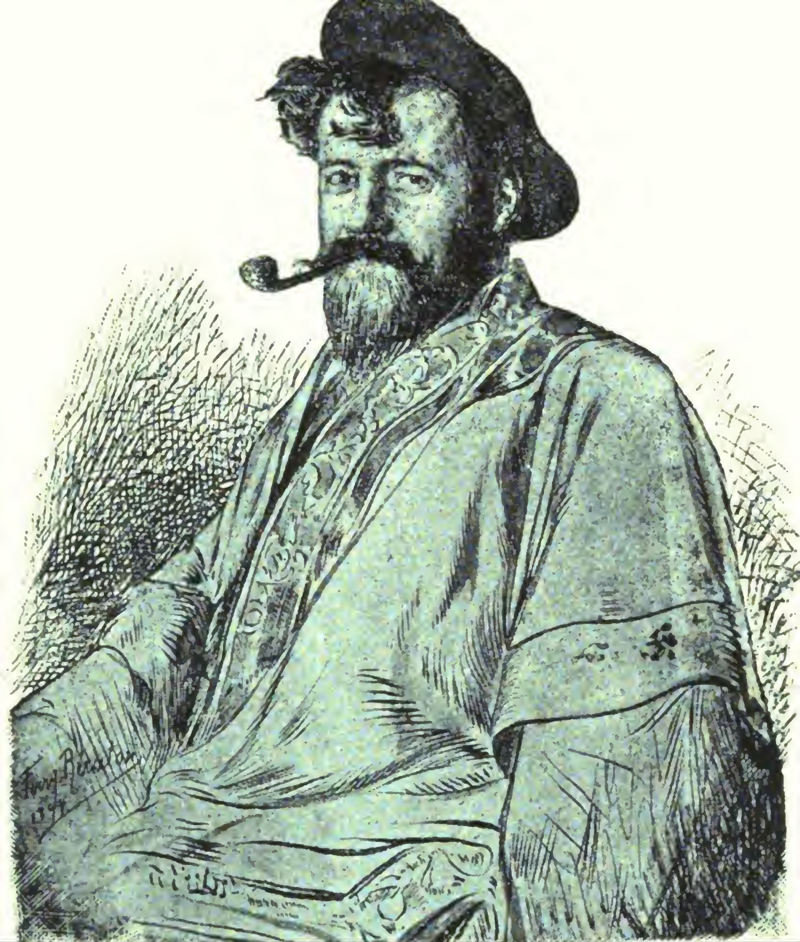
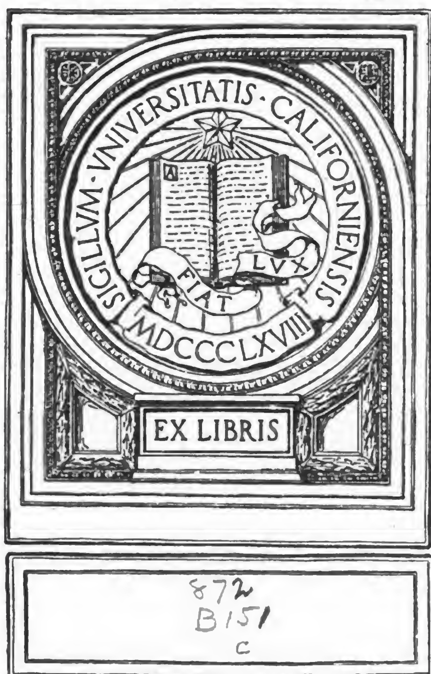


Caph

Hermann Bahr


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS
872
B151
c

Caph.

Hermann Bahr

Caph

„Rien ne vaut que par
la forme du dire.“
Maurice Barrès

(Mit einer Zeichnung von Ferry Bératon.)

BERLIN.
S. FISCHER, VERLAG.
1894.



„. . . . . . *voici maintenant quels sont les priviléges et les pouvoirs de celui qui tient en sa main droite les clavicules de Salomon, et dans la gauche la branche d'amandier fleuri*

. . . .

Caph. — Changer en or non seulement tous les métaux, mais aussi la terre elle-même, et les immondices mêmes de la terre . . . . ."

Éliphas Lévi.



Von HERMANN BAHR erschienen in demselben Verlage:

Die gute Schule. *Roman.* *geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.*
Dora. *Wiener Geschichten.* *geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.*
Die häusliche Frau. *Lustspiel.* *geh. M. 1.50.*
Neben der Liebe. *Roman.* *geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.*
Antisemitismus. *Ein internationales Interview.* *geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.*

Meinem verehrten Freunde
dem sehr edlen Hunde

Wächterl

in herzlicher Liebe.

WIEN, April 1894.

Inhalt.

Der Paukist.

I.

Ich gehe gern, wenn der Tag sinkt, in der Ausstellung durch die lange Avenue, vom Theater langsam zur Rotunde und zurück. Da ist in lieblichen Zeichen jene stille, sanfte, bescheidene Freude der Wiener, der ein halber Blick, ein gutes Wort genügt. Und es streift, während Walzer schwirren, Lampen flammen und von schönen Frauen der süsse Athem gleitet, heiter und leise ein milder Wind.

kräftigen Schweifen verwegen und mit gradezu gotischem Schwunge empor. Man kann sich nichts Schöneres denken. Er hat Rhythmus und Würde und klingt wie ein spanisches Pronunciamiento. Es ist Stolz, Muth und Grösse an ihm und eine sichere stille Majestät ohnegleichen. Ich wundere mich, dass die Musik, wenn er kommt, keinen Tusch spielt.

Der Herr ist wie sein Hut, strenge, feierlich, erhaben. Er trägt sich schlicht und ohne Aufwand. Der lange, schwarze Rock ist alt und blass. Jede feinere Sorge wäre auch unnütz. Man würde es nicht merken. Man achtet seine Kleidung nicht. Man ist ganz im Banne dieses gewaltigen Kopfes. So denke ich mir die Uebermenschen der Renaissance, so wild, michelangelesk und ehern, in harten, unbeugsamen Strichen, unter dem festen und tyrannischen Blicke, und ein kohlrabenschwarzer Knebel hängt von dem eminenten und gebieterischen Kinn. Er schreitet gemessen und stolz, mit einer priester-

lichen Anmuth, aufrecht und gerade, den Kopf hoch, ohne einen Blick auf die Menge, wie Einer, der erwarten darf, dass die anderen vor ihm weichen, und nichts mit ihnen zu schaffen hat.

Ich sehe ihn jeden Tag. Ich folge ihm oft. Er ist immer gleich. Wenn ich Ausländer durch die Ausstellung führe, welchen der Patriot gern was Besonderes zeigt, sage ich, es ist Dom Pedro von Brasilien; sollte er vielleicht aber schon gestorben sein, dann ist es sein Bruder. Jeder muss nach seinen Kräften für das schöne Unternehmen wirken.

Er ist auch sicherlich eine Art von Dom Pedro. Ich lasse mir dies nicht nehmen. Es muss ein vertriebener Kaiser sein. Kein Anderer hat solchen eingeborenen Adel, durch den Verrath der Höflinge und den schnöden Undank des Volkes noch geläutert und verklärt. Ich lese von seiner Stirne jede Scene der schändlichen Meuterei, und wenn ich nur eine Karte von Südamerika hätte, könnte ich es umständlich erzählen.

Manchmal kommt mir freilich der Gedanke, ob es nicht vielleicht der pensionirte Buffo einer italienischen Truppe ist, aber ich weise ihn gleich entrüstet fort.

Er geht jeden Tag gemessen unter den Klängen fünfmal hinauf und viermal hinab. Dann verschwindet er in die Rotunde, und den ganzen Abend sehe ich ihn nicht mehr. Ich möchte gern wissen, was er da eigentlich thut. Ich könnte ihm ja einmal folgen. Aber ich habe Angst. Vielleicht ist da etwas, das in meine Idee nicht passt. Es könnte am Ende meine Geschichte zerstören. Vielleicht ist es doch nur ein pensionirter Buffo. Ich muss mit meinen Idealen sparen. Ich habe nicht mehr so viel. So folge ich ihm bis an das Thor, zwinge meine Neugier und kehre um.

II.

Ich schlendere langsam zurück. Man klopft mir auf die Schulter. Es ist der Maler Lorm.

Wir kennen uns lange. Wir waren in Paris zusammen. Wir wohnten ganz nahe. Wir sahen uns täglich im Café Soufflet, neben dem Cluny. Wir wurden bald Freunde. Wir haben manchen tollen Streich, manches zärtliche Abenteuer, manche strenge Mühe um die Kunst getheilt. Er war damals noch ganz unbekannt und lebte kärglich. Das hinderte unsere Laune selten. Wir glaubten an uns und schworen auf das Glück. Es hat ihn nicht getäuscht. Plötzlich über Nacht war er auf einmal berühmt, mit einem Schlage unaufhaltsam. Es geschah im Mai 1889. Er gewann mit seiner „Tochter des Herodias“ die grosse Medaille des „Salon“ und seine Bildnisse des Mun-

kacsy, des Blowitz von der „Times“ und des Bankiers Goldschmidt wurden der clou des österreichischen Saales in der Weltausstellung. Nun hat er Geld und Ruhm und das Glück weicht nicht mehr von ihm. Aber ich weiss nicht; mir war er früher lieber. Nicht dass er vielleicht hoffährtig und gespreizt gegen die alten Freunde wäre. Keine Spur. Er ist einfach und gemüthlich wie immer. Aber der heitere Sinn ist fort, der Uebermuth und die Freude. Alles verdriesst ihn. Er jammert immer. Alles macht ihn nervös. Nichts ist ihm recht. Nichts schmeckt ihm. Nichts freut ihn — ich glaube fast, nicht einmal mehr seine Kunst. Er fühlt sich krank. Im Sommer sehnt er sich nach dem Winter und im Winter ruft er den Sommer. Er wandert von einem Arzt zum andern. Er hat alle möglichen Leiden, die es nur giebt. Er wird sehr böse, wenn man zweifelt. Und wenn irgendwo ein Maler stirbt, sagt er: „Siehst du, ich hab' es immer gesagt, aber es will einem ja Niemand glauben!“

Er hat keine Ruhe. Er findet die Stimmung nicht. Er verträgt den Lärm und die Hast des Ruhmes nicht. Da kann sich die Stimmung nicht halten. Sie braucht Behagen und Versteck. Es ist eben ein Kreuz. Dem Einen fehlt zum Glücke nur der Ruhm, dem Andern wieder stört nur der Ruhm das Glück. Ich bin froh, dass ich nicht der liebe Gott bin. Ich beneide ihn wahrhaftig nicht. Es muss ein schweres Amt sein. Und man hat gar keinen Dank.

Lorm verträgt den Lärm und das Gedränge nicht. Wir verlassen die Avenue. Wir setzen uns in das Gärtchen zur Frau Kunz. Da ist es still und kühle. Wir plaudern. Aber ich verstumme bald. Ich sehe, dass er das Bedürfniss hat, sich auszusprechen. Er muss klagen und jammern. Es ist viel Ekel und Verdruss und Elend in ihm gehäuft. Das muss heraus. Ich höre geduldig.

Es ist die alte Leier. Er kann nicht mehr arbeiten. Er findet die Stimmung

nicht mehr. Er hat überhaupt kein Talent mehr. Ja, die Laien winden sich verzückt vor seinen Bildern und die Presse jauchzt. Aber das heisst Alles nichts. Davon hat er nichts. Und er selber fühlt nichts mehr bei seinen Werken. Es ist alles erzwungen und gemacht. Es ist nichts empfunden und wahr. Er kann nicht mehr empfinden. Es regt sich nichts mehr in seiner Seele. Früher ging immer ein Stück des inneren Lebens mit. Jetzt geschieht in ihm nichts mehr. Es ist Alles taub und todt. Er hat nur noch seine Hände und seinen Kopf. Damit arbeitet er denn wie ein Schuster. Aber alle schaurigen Wonnen der Empfängniss sind weg, unwiederdringlich verloren. Er findet den Taumel der Kunst nicht mehr. Was nützt da das berühmte Können mit allen Kniffen und Schlichen des Handwerks?

„Na ja,“ sage ich, „es ist halt immer so: zuerst will man eine Menge und dann kann man eine Menge, aber niemals trifft es sich ordentlich.“

Dann schwatzen wir allerhand, von alten Freunden und dies und das. Es ist Acht. Ich frage, ob wir nicht zusammen soupiren wollen.

„Ich muss in die Tonhalle, ins Concert.“

„Seit wann bist du denn musikalisch? Das hab' ich noch gar nicht gewusst.“

Er lacht. „Fällt mir auch gar nicht ein. Ich verstehe von dem ganzen Krempel nichts. Aber dort ist der einzige Mensch, den ich beneide. Und der grösste Künstler, den es giebt, der einzige wirkliche Künstler im grossen Sinne, den ich kenne. Ich lasse kein Concert mehr aus.“

„Wer kann denn das nur sein?“

„Kennst du den Paukisten?“

„Nein. Ich komme öfter in das Concert. Aber dass man da jetzt einen Gucker für den Paukisten mitnehmen soll, wär' doch das Neueste.“

„Komm' mit! Da wirst du einmal 'was erleben. Ich will dir einmal zeigen, was die echte Kunst und der echte Künstler ist.“

III.

Es ist gerade Pause, wie wir kommen. Das Orchester ist leer. Lorm geht hastig durch den Saal, bis ganz vorn auf die rechte Seite.

„So," sagt er dann, „hier ist es gut, hier kannst du es sehen."

„Das hab' ich aber auch noch nie gehört, dass man Musik sehen soll." Ich bin schon einmal so, ich muss immer brummen.

Er wird ungeduldig. „Um Musik handelt es sich auch gar nicht. Aber die Kunst sollst du sehen, die wahre Kunst, von der wir alle nichts wissen. Ich erkenne es jetzt immer deutlicher. Hier ist mir die Binde von den Augen gefallen, wie ich das erstemal den Paukisten sah. Es handelt sich in der Kunst gar nicht, was Einer schafft, was sein Werk auf die Anderen wirkt, was es an Schönheit und Kraft vermag; es

handelt sich blos, wie viel Freude und Genuss er selber dabei hat. Es handelt sich blos um die Wollust der Schöpfung für ihn selbst. Alles Andere ist Schwindel. Was ich mühsam zusammenschwitze, taugt Alles nichts; es macht mir keine Freude. Aber dieser Paukist hat die grosse Kunst, denn er ist, während er die Pauke schlägt, ganz trunken und schwindlig und aus dem Irdischen entrückt."

Und er erzählt mir hastig mit vielen Gesten, indem er den dramatischen Eifer des Paukisten mimt, wie er mit ganzer Seele bei jedem Tacte ist, verzückt die Pausen zählt und die letzten Räthsel seiner heimlichsten Seele giebt, wenn er mit dem Schlägel in die Trommel fährt. Ich höre es gläubig und mit Andacht. Desswegen haben mich die Künstler gern: Ich bin bei jeder Narrethei; ich denke mir, es gehört zum Geschäfte.

Jetzt kommen die Musiker. Viele scheinen mehr wie Schulmeister. Sie haben was Studirtes, Steifes, Preussisches.

Sie rücken die Sesseln und Pulte, klimpern und stimmen. Lorm bebt ungeduldig und nervös. Er kann es gar nicht mehr erwarten. Er trippelt hastig hin und her, den Blick gierig auf die Thür. Plötzlich stösst er mich an: „Da ist er! Schau'!“ Und ich schaue, wohin er deutet, und schreie fast: Sein Paukist ist mein Dom Pedro.

Ich bin ganz paff. Ich muss mich langsam erst wieder besinnen. Ich weiss noch gar nicht, ob ich mich freuen oder ärgern soll. Eigentlich ist es mir immer doch lieber als ein abgedankter Buffo. Und Lorm kann bestätigen, dass es ja kein gewöhnlicher Paukist, wie die Anderen, sondern ein begnadeter und erwählter ist, der erste seines Berufes, der Paukist der Paukisten. Nur schade um meine schöne Geschichte, da unten in der Gegend von Chile. Aber wer weiss, ob er desswegen nicht am Ende doch ein exilirter König ist, den nur eben die Noth auf die Trommel gebracht hat. Das Eine schliesst das Andere nicht aus. Man hat schon ganz andere Dinge erlebt.

Er schreitet gemessen und würdig, ganz wie sonst in der Avenue, über die Bühne nach hinten an seinen Platz, gerade durch die Spieler, leutselig und stolz, wie ein freundlicher Fürst durch gewohnte Huldigung. Mit einer schweren und strengen Geste richtet er langsam die Pauke und prüft sie. Er horcht, wie sie leise grollt, nickt zufrieden und streichelt sie sanft. Dann lehnt er sich, die Schlägel lässig in der Hand, beglückt und träumerisch zurück, nimmt eine grosse, feierliche Pose und harrt unbeweglich. Man könnte dem Don Quixote kein besseres Denkmal ersinnen, sagt Lorm begeistert.

Jetzt klopft Grädener, der die Capelle leitet, und hebt den Stock und sie beginnen. Der Paukist hebt seinen Schlägel, zählt, mit den Fingern, dem Kopfe und dem ganzen Leibe, und giebt auch den Tact. Es ist, wenn man es so von der Seite sieht, ein seltsames Bild: ein Capellmeister vorne und hinten noch einer; man möchte einen Moment einen Spiegel vermuthen. Aber

man merkt bald die Täuschung. Man kann sie auf die Dauer nicht verwechseln. Der vorne dirigirt ja auch ganz hübsch, mit Geschick und Eifer; aber, man sieht doch die Angst, die Mühe, alle Qual der Arbeit. Er thut es entschieden nicht zu seinem Vergnügen. Er rackert sich und wird froh sein, wenn es vorbei ist. Aber der hinten, mein Pedro, schwelgt und geniesst und strahlt von der reinsten, heitersten Wollust. Der Schall entrückt ihn. Er weiss nichts mehr von der Erde. Bald girrt und fleht und seufzt seine Miene, bald lächelt sie verzückt in süssen Schauern, bald hasst und wüthet und flucht sie mit den Tönen, jetzt empört sie sich wild, jetzt wieder entsagt sie gerührt und vergiebt. Man sieht, er muss sehr glücklich sein. Er ist in einer anderen Welt. Er hört nichts mehr von unserem Jammer. Und wenn dann endlich gar seine Stelle kommt, wo er den Schlägel schwingen darf, dann fühlt man, dass es nicht auf den Befehl des Dirigenten, weil die Partitur es will, sondern dass es aus

einem heiligen Zwange seiner Leidenschaft, aus seiner wildesten Begierde, aus dem letzten Gesetze seiner ganzen Natur geschieht — er könnte sonst nicht länger leben.

Lorm stöhnt und windet sich und thut ganz närrisch. „Schau', schau', ich bitt' dich' schau'! Schau', wie er lacht! Schau', wie er glänzt! Schau', wie er weint! Ist der Mensch nicht zu beneiden? Ist der nicht mehr zu beneiden als alle Wagner und Mascagni? Seine Pauke macht ihm Freude! Ja, das müsste man können, das müsste man lernen. Das ist das Geheimniss!"

Er lässt mich dann nicht, wie es aus ist, und giebt mir keine Ruhe. Er will durchaus den Paukisten sprechen und ich soll mit. Ich habe gleich keine rechte Lust. Ich folge blos, um ihm nicht das Vergnügen zu stören. Aber ich reisse gleich wieder aus, nach dem ersten Satze, und flüchte. Ich vertrage es nicht: Dom Pedro böhmelt entsetzlich!



Der schöne Mann.

I.

Wir kannten uns schon als Studenten. Es war im Jahre 1881. Ich hörte damals politische Oekonomie an der Berliner Universität. Ich wohnte hinter der Weidendammerbrücke, im lateinischen Viertel. Mittags waren wir in einer Kneipe in der Louisenstrasse, eine kleine Gesellschaft, zwei Referendare, ein Gymnasiallehrer, ein verbummelter Student. Da kam er auch. Ich weiss nicht, wer ihn brachte. Wir hatten ihn bald lieb. Man musste ihn

nur erst näher kennen. Sonst war er unbeholfen, schüchtern und linkisch und redete wenig. Aber wenn man ihn allein hatte und sein Vertrauen gewann, öffnete er sich und zeigte ein tüchtiges Streben, Bildung und eine reine, herzliche Natur. Er war nur durch das Elend gedrückt und verschämt. Es ging ihm schlecht. Er trug sich schäbig und Alles war gering, verschossen, kläglich. Das gab ihm denn auch die scheuen, flehentlichen Gesten, den heiseren Ton der Noth. Er studirte classische Philologie und begeisterte sich sehr. Das war seine einzige Freude. An irgend eine studentische Lustbarkeit oder gar solche Ausschweifungen wie Theater oder Tanz durfte er nicht denken. Er war denn auch der Einzige unter uns, der mit Weibern nichts hatte. Er horchte ganz verdutzt, wenn wir erzählten. Er konnte den Mädchen nichts bieten. Wenn er wenigstens erträglich hübsch gewesen wäre! Aber ohne gerade hässlich zu sein, hatte er nichts, das

irgendwie reizte und gefiel. Es war unter den glatten blonden Haaren, mit dem unsicheren und befangenen Blick der armen grauen Augen, ein Gesicht aus dem Dutzend, das man gar nicht bemerkte und gleich wieder vergass, und Alles war jämmerlich und triste. Auch wollen Grisetten und was sonst der studentischen Liebe gehört, einen gewissen Schein von Luxus und Noblesse, dass Einer, wenn er schon nichts hat, doch wenigstens so thut. Und das konnte er nun einmal gar nicht. Er wusste es selbst. Wir sprachen oft davon. Ich ermunterte ihn mit manchem Rath. Er hörte auch gläubig. Aber er traute sich selber nichts zu. Er fühlte, dass er arm und gewöhnlich war, und die Gewöhnlichen und Armen haben kein Recht. Ich ärgerte mich oft über ihn, weil er so gar nichts aus sich zu machen wusste. Und ich ärgerte mich über die Natur, die Alles dem Einen und dem Anderen nichts giebt; wenn sie schon Einen ins Elend setzt, soll sie ihn doch wenigstens mit Kraft

oder Schönheit, mit irgend einer Waffe versorgen, aber arm und schwach und hässlich, das ist zu viel.

Plötzlich kam er eines Tages ganz verklärt und aufgeregt und glänzte. Professor Scherer hatte ihn dem Bankier Gondel als Hofmeister empfohlen. Er sollte seinen Knaben unterrichten, der eben ins Gymnasium kam. Kost, Wäsche und Wohnung hatte er frei und extra noch monatlich hundert Mark. Ihm schwindelte vor solchem Glücke.

Wir kannten Alle den Bankier Gondel. Das heisst, gesehen hatte ihn Keiner. Man sah ihn überhaupt nicht. Man sah immer nur die Frau. Man hörte nur von der Frau. Man redete nur von der Frau. Eine schöne, ein bischen extravagante Russin — genial sagten die Freunde, verrückt hiess es sonst. Als Wittwe eines kaukasischen Prinzen, wie Jene wussten, eines polnischen Wucherers, wie die Anderen wetteten, war sie vor vier Jahren mit dem Knaben, den Johannes Lange jetzt

erziehen sollte, nach Berlin gekommen. Sie hatte Geld, Schönheit, Geist, Laune und Leidenschaft, malte und spielte die Harfe und versammelte bald viele Namen des Adels und der Kunst um sich. Sie wurde eine von den drei schönsten Frauen Berlins, und Niemand zweifelte, dass sie die klügste war. Nur gab es vielen Klatsch und Verdruss, und sie wechselte die Freunde zu oft, als dass einer das Recht und die Pflicht gehabt hätte, sie zu schützen. Sie brauchte einen verantwortlichen Redacteur. Und so kam sie denn plötzlich von Helgoland als die Verlobte des Bankiers Gondel zurück. Nun war sie frei.

In dieses Haus sollte nun also unser Johannes. Er wusste sich vor Lust und Jubel gar nicht zu fassen. Er fühlte sich wie ein Prinz. Er lud uns zu einem üppigen Valet. Es gab sogar „echtes“ Bier.

Wir gönnten es ihm herzlich. Er verdiente es. Aber freilich konnte

Keiner ahnen, dass es sein ganzes Leben ändern und sein Schicksal bestimmen sollte.

II.

Einige Jahre später traf ich die schöne Edna Gondel in Biarritz. Ihre Nerven waren caput. Die Aerzte gaben dem Cocain die Schuld, das sie in grossen Dosen nahm. Man hatte sie mühsam entwöhnt. Ruhe und der starke Athem des wilden Meeres sollten jetzt das Ihrige thun. Ich ging erst ein paar Tage so um sie herum und drückte mich. Der Schlag der vornehmen Lebedame, noch dazu in der Berliner Ausgabe, reizt mich wenig. Sie sind Alle nach einer Schablone. Zufällig näherten wir uns dann. Sie

gefiel mir. Ich versuchte es noch einmal. Wir befreundeten uns. Sie ist eines von den seltenen Weibern, mit denen man plaudern kann, so als guter Kamerad. Sie hat Eigenes gelebt, gefühlt, gedacht. Wir kamen ins Erzählen alter Geschichten. Und einmal, draussen am einsamen Vorgebirge von Atalaye, wo die Fluth zürnt, auf den glitschigen Steinen zwischen den Trümmern, vor dem blauen Dunst der spanischen Berge, da hat sie mir auch das mit Johannes gesagt. Ich war ganz paff.

Es ist seltsam, wie diese Frau von der Liebe sprach und dachte. Wie etwa ein Morphinist von dem süssen und tödtlichen Gifte, gehässig, flehentlich und verächtlich zugleich, mit Reue, Furcht und Begierde. Wie von irgend einem besonderen und heftigen Pfeffer, der ihr nun auch schon längst wieder schal und matt geworden wäre, aber man kann nichts thun, wenn man es einmal gewohnt ist. Sie hatte in einer Liebe einen fremden Rausch,

einen unsäglichen Reiz, eine wilde Würze erfahren, die sie verzauberten und entrückten; nun konnte sie in das Gewöhnliche nicht mehr zurück. Nun fand sie sich aus den schrillen, grellen, ungestümen Farben jenes Wunders nicht mehr in die öden, grauen, trägen Töne des täglichen Lebens. Nun brauchte sie die Ekstase. Das trieb sie enttäuscht und in Ekel von jedem Mann, weil keiner den Taumel hielt, und wer sie erwachen liess, den hasste sie, weil sie sich schämte. So wankte sie von Einem zum Anderen, unstät, mit immer wilderen Hoffnungen, immer höhnischer verrathen. Moralisten mögen sie tadeln. Mir thut sie, wenn ich an ihre feinen, schmalen und so gepeinigten Lippen denke, unsäglich leid. Es war doch nur ein guter und redlicher Trieb aus dem Gewöhnlichen zu schöneren, edleren, erwählten Gefühlen, der sie verdarb. Ich fand es, wie viel sie mir erzählte, in jeder Geschichte wieder.

Damals, bevor Johannes kam, war

gerade die Geschichte mit Rumschinski, dem berühmten polnischen Tenor. Da hatte sie noch einmal an das Ideal geglaubt. Da hatte sie sich noch einmal mit allen Hoffnungen und den reinsten, heiligsten Wünschen gegeben. Da hatte sie noch einmal dem süssen Wahne vertraut, die Magd eines wunderbaren Königs zu werden. In ihm sah sie alle Tugenden und ungekostete Reize. Er war schön wie eine schaurige nordische Sage, und weich wie der erste Gruss junger Rosen; er gehörte einem alten, erlesenen Geschlecht, den Königen verschwägert, und hatte noch den zweiten Adel der Kunst. Er lebte in Pracht und Verschwendung, in den feinsten Kniffen des Genusses verwöhnt. Sie setzte auf ihn noch einmal die köstlichsten Träume der Seele. Er trank und schlug sie und wurde nur zärtlich, wenn er im Baccarat verlor. Er liess ihr einen entsetzlichen Ekel, zum Sterben. Damals flüchtete sie ins Cocain.

Da kam Johannes. Sie erklärte es

mir durch ein drastisches Bild. „Wenn man nicht schlafen kann, wendet man eben immer den Polster. Ich hatte die Seite des Ruhmes und des Glanzes gehabt. Nun versuchte ich es mit der Seite der Noth und der Armuth. Und er hatte den unendlichen Reiz, dass ich sein ganzes Leben verändern würde und wie ein Wunder, wie ein Märchen über ihn käme. Für Herrn Rumschinski war ich endlich nur eine mehr von den vielen Episoden, zwischen der letzten Kokotte von Ostende und der nächsten neapolitanischen Prinzessin. Hier war ich das grosse unglaubliche Ereigniss. Ja — das ist es gewesen."

Es wunderte mich, welchen mathematischen Geist diese Frau mit ihrem romantischen Sinn verband. Es war doch am Ende nichts, als die alte Jagd nach der blauen Blume jenseits der Erde. Aber sie, rechnete wie ein Astronom. Ihre Sehnsucht war schwül und trunken. Aber sie diente ihr mit klugem und kaltem Verstande. Vielleicht hat sie es deswegen immer verfehlt.

Der Plan war logisch unanfechtbar. Sie kam als der gute Engel in sein Leben. Sie nahm die Noth, gegen die er sich schon gar nicht mehr wehrte. Sie brachte ein Glück, das er gar nicht zu denken wagte. Sie schuf ihn gleichsam noch einmal und jeder neue Tag war ihr Geschenk.

„Ich kenne das Gefühl sehr gut“, sagte ich. „Männer haben es oft. Es ist mir nur neu, dass auch einmal eine Frau so empfindet. Wir möchten Alle für das Weib das grosse Ereigniss sein, wie Jupiter über Danaë kommt. Aber gewöhnlich blamiren wir uns.“

„Trösten Sie sich! Ich habe mich auch blamirt.“

„Wie kam denn das?“

„Man hat doch Freundinnen! Und glauben Sie denn, die schönen Männer sind bei uns so häufig? Ich hatte ihn ja lancirt.“ Und sie machte eine jähe, verächtliche Geste, wie man das Ende einer Cigarre wegwirft, das nicht mehr schmeckt, und sah in die blauen,

spanischen Berge, und ich hatte ein hilfloses Erbarmen, weil es immer dieselbe Geschichte ist.

III.

Im Jahre 1890 gründete der Buchhändler Fischer die „Freie Bühne“ und rief mich. Ich sollte mit dem lustigen und verwegenen Arno Holz zusammen den neuen Rummel gegen die alte Kunst redigiren. Da war ich denn auf einmal, ich hatte es mir gar nicht erwartet, wieder in Berlin.

Es gab Arbeit genug. Ich hatte keine Zeit, die alten Freunde zu besuchen. Ich plagte mich mit vielen widerlichen Dingen.

Einmal im Lessing-Theater, es war die Première der „Alltäglichen Ge-

schichte", fällt mir in der ersten Parterre-Loge rechts eine junge Frau auf. Sehr chic, aber gesucht hysterisch, mit der Pose nervöser Magerkeit, wie man es an den gestreckten, spitzen Frauen des Boldini sieht. Ein wunderbares Beispiel für jenen neuen Typus der grossen Städte, für die „Tochter der Millionen". Ganz wunderlich, wie sie dem anderen Extrem gleicht: Es ist das hektische Mädchen der Fabriken, aber in einen steifen, assyrischen Stil übersetzt, und wie eine köstlich balsamirte Mumie. Es wirkt wie eine schnurrige Posse, in der ein alter Clown als Königin von Saba verkleidet wäre.

Den jungen Menschen neben der bleichen, dürren, hageren Dame kenne ich doch. Ich muss ihn schon irgend wo gesehen haben. Ich frage meinen Nachbar.

Mein Nachbar ist der gewisse Journalist, der Alles weiss; es ist meistens nicht wahr, aber es ist immer amusant. „Sehen Sie, da hätten Sie gleich einen

Roman! Das wäre der eigentliche Berliner Roman: Vom schönen Manne. Es sind keine zehn Jahre, da lief der vornehme Herr noch mit zerrissenen Sohlen. Aber er ist schön. Er hat nichts gelernt. Er ist dumm. Er hat keine Manieren. Aber er ist schön. Darum leitet er heute unsere grösste Bank, hat die reichste Frau und wird überall als der self made man gepriesen, der durch die eigene Kraft und das eigene Verdienst Ehre und Glück erworben, ein vortreffliches Argument gegen die sozialistische Verleumdung, dass wir nicht in der besten aller Welten leben. Man kann barfuss nach Berlin kommen, man kann thöricht und träge sein, man kann sogar Johannes Lange heissen, was sich doch wirklich nur ein Candidat der Theologie erlauben darf — es macht Alles nichts! Aber schön muss man sein!"

Wenn uns damals in der kleinen Kneipe der Louisenstrasse wer gesagt hätte, dass Johannes Lange ein schöner Mann ist!

Aber eigentlich ist Alles ganz logisch gegangen. Er war arm, scheu und gewöhnlich. So gerade brauchte ihn Edna Gondel. So gerade musste sie ihn lieben, weil er arm, scheu und gewöhnlich war. Aber weil sie ihn liebte, begehrten ihn die Anderen und eiferten mit ihr und nahmen ihn weg. Aber weil er von Allen umworben war, galt er für schön. Weil ihn die Frauen liebten, hassten ihn die Männer und verhöhnten seine Dummheit, welche die Frauen nicht sehen, wenn Einer nur schön ist. So wuchs täglich der Werth seiner Schönheit und gewann richtig am Ende die Tochter der Millionen.

Es ist immer eigentlich Alles logisch im Leben, wenn man es genau nimmt.



Der Roman.

I.

Aber es wäre halt Zeit, auch endlich was zu thun!"

„Was? Thun? Was denn thun? Was denn noch thun? Ah, Du bist gut! Du bist wirklich sehr gut!" Und Door lachte, schüttelte sich, dröhnte, schrie und konnte sich gar nicht erholen. Wer den unermüdlichen, stets geschäftigen, immer für tausend Pläne agirenden „Apostel der Moderne" kannte, wie er sich gerne nennen liess, durfte es ihm nicht verargen.

Aber unbeirrt sagte Isidor Senger mit seiner harten, tiefen, spitzen Stimme: „Rege Dich nicht auf! Niemand wird Deine Verdienste leugnen. Dir ist es zu danken, dass man überhaupt von Kunst hier wieder spricht. Du bist der Herold der neuen Bewegung. Du schreibst Manifest um Manifest. Du gehst herum und trommelst, bis die Stumpfen und Trägen erwachen. Das ist ohne Zweifel sehr nützlich. Aber endlich will man doch mehr. Es genügt nicht, nur immer von der Kunst zu hören — man will auch was sehen. Es ist Zeit, auch endlich was zu thun: ein Stück, einen Roman — was weiss ich! Die ewigen Programme haben die Leute satt."

Door schaukelte, breit und lässig über drei Stühle gestreckt, die dünnen Beine gespreizt, den grossen Schädel in das üppige Kissen seiner blonden und verzausten Locken gelehnt, wie er es liebte, Und er lachte wieder, jetzt feiner, ein wenig spöttisch, eitel, dass der kluge Freund ihm erst beweisen

wollte, was er lange schon wusste. „Nicht einen Roman, mein Kind, nicht ein Stück, sondern den Roman, das Stück, den Wilhelm Meister oder Figaro von heute, wo sozusagen der Schlüssel der ganzen Gegenwart wäre! Das ist es, was wir brauchen! Das predige ich ja doch immer!“

Aber Senger, ohne auf den Triumphirenden zu achten, und immer mit seiner leisen, hellen, stählernen Stimme: „Da wird immer nur die alte Literatur geschmäht, dass sie ohne Wahrheit und nicht „gelebt“ ist — mit den besten Argumenten, gewiss! Aber die Leute wissen das jetzt schon. Sie wollen die alte Kunst gar nicht mehr. So gebt ihnen denn endlich die neue, die gelebte! Du sollst sehen, wie sie nach ihr greifen! Und das kann Dir doch gar nicht so schwer sein — gerade jetzt kann es Dir wirklich nicht schwer sein.“ Er schien es nur so nebenher zu sagen, aber die Augen lauerten. Das war immer die Art des schüchternen Drängers, der die Freunde leiten wollte,

ohne es zu zeigen. Er hatte heimlich dem Schauspieler Albert jenen seltsamen und dekadenten Macbeth infiltrirt, den dann ganz Wien zu sehen lief. Er hatte, während er sie zu beschwichtigen schien, die Maler Ferraton und Lanis geflissentlich zur Sezession gehetzt. Es freute ihn, so auf Menschen zu wirken, die es gar nicht merkten, und ohne sich aus seinem Verstecke zu rühren, seine Thaten in der Welt zu sehen. Er blieb unbehelligt, wurde nicht genannt und zog doch an allen Fäden, während er gelassen in seiner Zeitung schrieb, das Ausland redigirend, besonders über die Türkei und Egypten.

Er nahm wieder eine Cigarette, blies Ringe und steckte den Finger durch. Das schien er mehr, als auf seine knappen, rapiden Worte zu achten, die er dazwischen sagte. „Dir muss es doch jetzt leicht sein, aus dem Leben zu schöpfen — und ein Thema, das beinahe jeden interessirt. Man erwartet es von Dir. Alle sagen: wenn er ein bischen Künstler ist, muss es ein Werk

geben. Der Stoff ist schön und die Stimmung hast Du doch."

Door verzog die breite, helle, gelüftete Miene, bog den spitzen Bart an die Lippen und kaute. Die Wendung gefiel ihm nicht. Er fühlte sie glatt und gefährlich. Es konnte da allerhand geschehen. Er vermied es lieber, von seiner Verlobung mit Carmen Cooper zu sprechen.

Carmen Cooper war im Spital geboren. Sie kostete der armen, hektischen Näherin das Leben, die ein rumänischer Student der Medizin verführt und dann verlassen hatte. Eine Tante nahm sie an, eine Manicure und Masseuse, die sich auch sonst zu manchen diskreten Geschäften lieh, und verkaufte schon das Kind an Greise. Das Geld verwendete sie auf eine „noble" Erziehung, möblirte sie fein und stattete sie aus, dass die Fünfzehnjährige, als sie mit dem exotischen Namen, der der Tante sehr elegant schien, in das „Leben" trat, gleich in den grossen Preisen beginnen konnte

und rasch verdiente. Sie wurde sehr gesucht, weil sie eine wunderliche, fremde und morbide Schönheit hatte, kränklich, bleich, wie eine Orchidee. Sie verachtete die Männer, war kalt und fühlte nichts. Auch hatte sie das Glück, dass sich ein junger Graf wegen Schulden für sie erschoss und ein Hofrath defraudirte, was eine gute Reklame war. So erwarb sie, da sie sparsam, ja geizig lebte, bald ein beträchtliches Vermögen und trug die schönsten Brillanten; das berühmte Kollier, das der Herzog von Aumale einst der Leonide Leblanc geschenkt, gehörte jetzt ihr. Da sah sie bei einer Vorstellung der „freien Bühne“ in Rudolfsheim Robert Door, der die Conference hielt, und verliebte sich in den blonden, bajuvarischen Gascogner. Er hatte so was, wie sie es sonst nur in den Romanen fand, die sie liebte, bei Spielhagen und der Ouida. Wenn er redete, klang es gleich wie ein Gedicht. Sie hätte seinen grossen, vollen Worten das ganze Leben gelauscht. Es schmeichelte ihm und

sie wurden sehr glücklich. Neidische Freunde spotteten, ob er sie nicht am Ende gar heirathen möchte. Das reizte ihn erst recht und sie verlobten sich. Er kam sich ungemein heroisch vor; auch liebte er ihren Glanz, ihr Geschmeide, die edlen Möbel. Sein Drang, gross zu handeln, und sein Drang, gut zu leben, waren angenehm verbunden. Diese Stimmung wollte er sich nicht stören. So sprach er lieber von seiner Verlobung nicht und dachte lieber nicht an sie, weil er da allerhand Dunkles und Verdriessliches fühlte, das er doch wohl nicht ändern konnte und gewiss nicht ändern wollte.

Aber Senger liess nicht ab, den guten Stoff zu empfehlen. „Ich verstehe gar nicht was Du zögerst. Du solltest mit Begierde nach ihm greifen. Eine bessere Gelegenheit, aus dem vollen Leben zu wirken, findest Du nicht wieder. Es muss Dir doch in allen Nerven sitzen — Du brauchst es nur zu nehmen, Und wie könntest Du Dich da an allen Gecken rächen,

die unablässig lügen, verleumden, lästern und es nicht vertragen wollen, zwei gute Menschen glücklich zu sehen! Ihre Niedertracht zu zeigen und, statt dass Du Dich erst mit jedem Einzelnen ärgern sollst, gleich auf das ganze Gesindel zu schlagen — das müsste Dich doch reizen. Auch hättest Du alle Leute auf Deiner Seite. Die nämlichen, die jetzt schmähen und höhnen, würden sich dann begeistern: denn, was sie im Leben hassen, verehren sie im Buche. Diese Verlogenheit gerade wäre ja das Thema: wie die Thaten der Menschen ihre Gesinnungen immer verleugnen und sie geflissentlich —"

„Diese Hunde! Diese Buben! Die verfluchten Buben!", schrie Door. Er ballte die Faust, sprang auf und begeisterte sich, indem er in grossen Schritten deklamirte. Er schien durch die edle Entrüstung zu wachsen und die schweren blonden Locken flogen. „Diese Buben! Aber sie sollen es büssen! Ich will sie züchtigen, dass sie knirschen vor Wuth! Ich will ihnen die Schande

auf die Stirne brennen, dass sie sich nicht mehr auf die Gasse wagen. Ich sehe sie schon, wie ich sie gestalten werde, furchtbar, unvergesslich, Knechte der gerechten Strafe. Ich fühle es, dass es ein grosses und gutes Werk wird, das erlösende Werk dieser ganzen müden und verzagten Zeit, das lechzend tausend irre Wünsche begehren. Ich fühle es, weil meine Muse der Zorn ist, jener heilige und reinigende Zorn, der allein das Unsterbliche schafft!"

„Na also siehst Du, dass Dir die Sache liegt! Wenn Du jetzt nur noch —"

„Aber Kind! Du wirst ja doch nicht meinen, dass ich da erst Dich brauche? Mein Gott, da könnte ich lange warten! Seit Wochen — seit Wochen trage ich es schon mit mir herum! Es ist nur nicht meine Art, von unfertigen Dingen zu reden. Aber ich sinne und plane und wende es hin und her und frage mich wieder und raste nicht. Tausend Zweifel sind schon erledigt. Ja, ich kann sagen: Das Werk ist eigentlich bereits gethan. Was noch fehlt, ist

4*

Spielerei: Detail, Arabesken, Putz. Es verlangt nur noch ein Bischen Geduld, Fleiss, Eifer. Aber das Schwierige war die Frage: Roman oder Drama. Du kannst Dir denken, wie es mich reizte, öffentlich Gericht zu halten, von der Bühne herab zu züchtigen und zu strafen. Das Gesindel da unten vor mir, zerknirscht, in Scham und Reue, athemlos, während ich oben mit Ruthen auf sie schlage — ah, es müsste gross und herrlich sein. Aber ich verzichte dennoch. Der Stoff ist zu weit, zu reich, zu voll für die enge und straffe Form der Bühne. Auch verlangt die Bühne unveränderliche, fertige Gestalten, während ich seelische Wandlung, Entwicklung zeigen will. Ich will zeigen, wie durch die Kraft der Liebe und im Hasse gegen die Verleumder aus einem guten Jungen ein Mann und Held, ja ein Künstler wird, indem er sein ganzes Leben weiht, die Tücke der Stupiden zu zwingen, die Geliebte aus allen Anfechtungen zu heben und so ein königlicher Schmied ihres Glückes zu

werden. Dann hätte es diesen innigen und tiefen Sinn, dass doch aller Hass gegen edle Liebe nichts vermag und, was den Gewöhnlichen verdirbt, den Uebermenschen erst recht bewährt. Der Uebermensch — das ist eigentlich das Thema. Was man auch ergreifen mag, man kommt ja doch immer auf sich selber zurück!"

Senger wusste, was er von diesen Versicherungen zu halten hatte; Door dachte doch gewiss an das Thema noch nie. Aber er liess ihn in seinem Glauben. Was that es? Es galt ihm ja nur, ihn an ein Werk zu treiben. Sonst wollte er nichts. So sagte er also blos: „Da kannst Du ja also gleich anfangen, es zu schreiben."

„Ja, mein Kind, das geht nun nicht so einfach, wie Du denkst. Das weiss ich nicht. Das liegt nicht in meiner Macht. Ein Dichter — das ist nicht so wie ein Journalist, der auf Kommando beginnt. Das lässt sich nicht zwingen. Das muss von selber kommen. Plötzlich springt es aus den Fingern.

Man kann nichts thun, als geduldig warten, bis es reif ist. Die Kunst ist immer eine Gnade, ein Geschenk der ewigen Mächte."

Senger musste doch lachen, als er den anderen Tag in allen Zeitungen las: „Wie wir hören, arbeitet der bekannte Schriftsteller Robert Door, der Führer der hiesigen „Moderne", an einem neuen Romane, der bereits seiner Vollendung naht. Derselbe dürfte ohne Zweifel die Verehrer des pardoxen, aber unleugbar begabten Autors desto mehr interessiren, als er eine Episode aus dem Leben des Dichters behandelt, auf die näher einzugehen uns eine begreifliche Diskretion verbietet. Der Roman, der noch in diesem Winter erscheinen soll, heisst Carmen und behandelt das Thema der Gefallenen von einer vielfach neuen und originellen Seite."

II.

Die ganze Stadt redete von dem neuen Romane. Man freute sich sehr. Es konnte lustig werden und gab sicherlich allerhand Händel. Man fand es hübsch von Door, so tapfer die Feinde zu stellen. Das war endlich einer, der sich nicht vor der Gefahr verkroch. Er würde es ihnen schon zeigen. Die Gecken, die sonst auf seine Verlobung spotteten, hüteten sich jetzt. Man konnte ja nicht wissen — und das wäre doch nicht angenehm. Man wartete ungeduldig, theils ängstlich, theils schadenfroh.

Door war fleissig. Er vergass alles Andere um sich. Er dachte an nichts Anderes mehr als an seine „Bombe", wie er es nannte; denn wie eine Bombe wollte er das Werk der gerechten Rache in die Masse der Verläumder werfen. Täglich hatte er wieder eine

neue Idee. Es gab nun schon ein halbes Dutzend von Entwürfen und täglich wechselte der Unermüdliche, Unerschöpfliche wieder. Heute sollte es eine wilde, höhnische Satire sein, während Carmen und der Held über der gemeinen Erde nur wie Libellen schweben und verhuschen würden. Morgen wurde es ein hohes Lied der Liebe, die mit ihrem stillen Lichte siegt, eine Himmelfahrt der verklärten Bajadere. Oder er gab nur das Drama in der Seele des Helden, zwischen Leidenschaft und Ehre, mit tausend Qualen, anders für den Verstand, der mit Gründen gewachsen wäre, und anders für die Nerven, die an Kraft nicht reichen würden. So zauderte er zwischen Iuvenal, Idylle oder Stendhal und änderte auch täglich den Ton, bald in knappen, schmalen, engen, leichten und ironischen Noten, bald aus vollen, mahnenden Posaunen der Entrüstung und Erweckung, bald lyrisch schwärmend und verzückt. „Es muss sich erst setzen“, sagte er täglich. Er fühlte,

dass er nicht schreiben dürfte, bis es fest und fertig wäre. Dann konnte er erst, wenn er eine deutliche und sichere Form gewonnen, aus dem Gedränge von Trieben und Gestalten schöpfen. Das liess sich nicht zwingen. Man musste in Demuth warten, bis die Stunde der Begeisterung und Erleuchtung kam.

Senger war jetzt Abends immer da. Door brauchte einen Hörer. Allein konnte er sich nicht helfen. Da fehlte die Stimmung. Es fiel ihm nichts ein. Er wälzte sich auf dem Sopha, rauchte,. wartete, konnte nichts finden, schrieb ein paar Gedanken auf und erschrak, wie nüchtern und gemein sie in Worten schienen. Nein, allein kam er nicht weiter. Er brauchte einen Hörer. Carmen konnte auch nicht genügen, weil er mit ihr zu intim war; da stand es ihm doch nicht dafür, sich erst anzustrengen. Es musste wer sein, vor dem er sich zeigen, glänzen, gefallen wollte. Das weckte ihn erst, trieb und spornte seine Kräfte. Er wunderte sich oft, wie leicht er da

schuf, wenn er vor anderen von seinen Werken erzählte. Da kamen Dinge, die ihm sonst nie gelungen wären, besonders wenn er fühlte, dass sie wirkten. Da war eben Senger sehr nützlich, der gut zu hören, jede Wendung gleich zu merken und sein Interesse zu zeigen wusste.

So sassen sie jetzt täglich Abends. Door erzählte den Roman, wie er wuchs, sich gliederte und formte. Senger hörte, fragte, rieth auch wohl. Carmen sass und lauschte, immer in dieser schmerzlichen, bangen verlöschenden Haltung still und unbeweglich, kaum, dass es leise um die schmale, scharfe, harte Nase zuckte. Sie sprach nicht, sondern sah nur aus den weiten, schillernden und opalen Augen.

Oft musste Senger streiten. Door hatte die Neigung, die Dinge über jedes Mass gleich ins Gigantische, Phantastische, Enorme zu treiben. Das geschah ihm stets mit den Episoden, die dann jede Handlung drückten. Es war ja sehr lustig, aber das Ganze

wurde leicht burlesk. Es war mehr Operette. Er karrikirte alle und liess sie ungeheuerliches sagen. Die Szenen in den Cafés, in der Gesellschaft, wie er da die Gaffer über Carmen sprechen liess — ihre Gemeinheit wurde in seinem Munde satanich. Senger fand, dass es die Wirkung schädigte, und es genirte ihn auch, dass Carmen immer dabei sass. Aber das schien Door nicht zn stören.

Als der Roman in allen wichtigen Zügen schon fertig und entschieden schien, hatte Door plötzlich wieder eine neue Idee. „Das genügt mir alles noch nicht,“ sagte er. „Da kommt noch immer der Geist des Ganzen nicht ordentlich heraus. Ich will doch Gericht halten über den gemeinen und sträflichen Sinn der Menge. Also muss diese doch schliesslich verdammt werden. Worte reichen da nicht hin. Die That muss es zeigen. Wenn ich den Helden doch schliesslich siegen lasse, dann wirkt es nicht. Dann wird man sagen; „Na also, was wollen sie denn noch?

Was schreien sie denn? Er hat ja schliesslich doch seine Carmen! Soll er die Leute reden lassen — was geht das ihn an?“ Du siehst, die Wirkung verpufft, wenn die Liebe doch am Ende siegt. Wozu der Lärm? Es war ja ganz hübsch gedacht, gäbe aber doch nur ein recht überschwängliches Gedicht. Was wir brauchen, ist mehr. Wir brauchen eine Geissel gegen die Niedertracht der Menschen und da müssen wir die schändliche und teuflische Macht, die sie haben kann, zeigen. Sie muss verderben. Sie muss morden. Es muss tragisch enden. Die Carmen muss sterben — es ist garnicht anders möglich. Alles drängt zu ihrem Tode hin. Das Ganze hat keinen Sinn, wenn sie nicht stirbt! Es wäre nur eine veilchenblaue thörichte Idylle. Und dann: denke nur, welche elende Rolle sie spielt, wenn sie nicht stirbt! Sie sieht doch, dass er leidet. Ja, sie muss sehen, dass er immer leiden wird — denn die Leute geben doch nicht nach, hören nicht auf — das

geht das ganze Leben immer weiter, unerbittlich, Tag für Tag. Und da soll sie ruhig zusehen, wie seine ganze Existenz vergiftet wird? Sie wäre sehr unsympathisch und dann hätten ja die Leute recht, dass es garnicht Liebe, sondern einfach die Rechnung einer schlauen Streberin ist, die sich nach allerhand Abenteuern bürgerlich rangiren will. Nein, wenn sie wirklich liebt, wenn sie nur ein bischen Herz für ihn hat, wenn sie in der That sein Glück will und nicht das ihre, muss sie sterben. Es giebt keinen andern Schluss. Sonst wäre es nur Flunkerei. Die Wahrheit verlangt es und auch die Gerechtigkeit verlangt es — seien wir nur ehrlich! Wo bleibt denn sonst die Sühne? Sie liebt — das ist ja sehr schön; aber wenn diese Liebe alle Vergangenheit löschen soll, dann muss sie tief und kräftig genug sein, auch ein Opfer zu bringen. Sonst wäre das leicht! Die Bajadere wird erlöst, aber erst muss sie in das Feuer gehen —

Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heissen Tod! —

sonst wird mir ja auch der Held ein dummer Kerl — wie kann er denn an ihre Liebe glauben? Woher weiss er denn, dass sie ihn liebt? Woher weiss er denn, dass die Leute sie verleumden? Vielleicht haben sie recht! Vielleicht will sie wirklich nur seinen Namen! Sie müsste doch erst beweisen, dass sie liebt. Du siehst, die Sache steht so: wenn sie nicht stirbt, glaubt der Leser nicht an ihre Liebe und versteht nicht, wie der Held denn an sie glauben kann; so lange sie lebt, haben die Verleumder recht. Erst, wenn sie stirbt, siegt sie und bringt den Leser auf ihre Seite. Sie muss sterben. Es giebt keine andere Lösung. Wenn man solche Verhältnisse bringt, muss man auch ihre Folgen nehmen. Ich habe es immer dunkel gefühlt, aber man dreht sich manchmal um die einfachsten Dinge herum. Jetzt ist alles klar, jetzt geht alles famos, jetzt ordnet sich alles von selber, seit ich weiss, dass sie sterben muss."

Door erklärte es noch deutlicher.

Senger wendete einiges ein. Aber er gab bald nach. Er sah, dass Door recht hatte: Die ganze Geschichte spitzte sich wirklich auf ihren Tod zu. Carmen sass und lauschte, immer in dieser kranken, matten, verlöschenden Haltung. Sie sprach nicht, sondern sah nur aus den schillernden, opalen und unirdischen Augen.

III.

Vierzehn Tage verhandelten die Freunde und Door bewies es immer wieder. Am fünfzehnten zog man Carmen in Nussdorf aus der Donau. Sie war todt.

Door trauerte sehr. Er hatte jetzt die Stimmung schon beinahe gehabt. Nun wurde sie ihm wieder verdorben.

Er liess das Thema. Die Dinge müssen in einer gewissen Distanz von uns sein, um Kunst zu geben. Später pflegte er oft zu sagen: „Es geht mir wie Dante Gabriel Rosetti: Das beste Werk habe ich meiner Geliebten mit in den Sarg gelegt!“



Das Dummerl.

Im Walde, mitten im dichtesten Walde. Zärtliche Föhren und die tiefen, schweren Fichten rings, die sich wie unter leisen Wünschen neigen. Kleine, feine, schüchterne Lüftchen kräuseln den Farren die schmalen Locken, und der breite Athem der Erde dampft. Da gehe ich und schlürfe die Küsse der Sonne, die von den Zweigen gleiten. Da gehe ich und bin sehr vergnügt.

Ich bin vergnügt, weil mir der Wald gefällt — und dann im Vertrauen:

besonders gefalle ich mir selber im Walde. Sie müssten mich auch nur sehen. Es ist wirklich ein Genuss. Denken sie sich das weichste Hemd von der innigsten Seide im sanftesten Roth, wie ein Krystall von Lachs — Mäntelchen und Höschen weiss wie die köstlichste Sahne — und ein grünes Barett, grüne Strümpfe und grün auch, immer von diesem nämlichen zagen, matten, keusch verhaltenen Grün, wie in der hellen Wildniss von Marokko die schmerzliche Aloë wächst, grün auch das umgeschlagene Futter meiner rosigen Schuhe, die wie spitze Ritterstiefel aus den Wallenstein'schen Tagen sind. Ich sage Ihnen: Das giebt eine Melodie — Chopin ist gar nichts. Ein romantisches Mädchen würde berückt; eine sinnige Jungfrau wäre verloren.

Aber — das ist der einzige Fleck an diesem sommerlichen Glücke: es giebt kein romantisches Mädchen hier, es giebt keine sinnige Jungfrau. Stunden wandere ich einsam. Jäger streifen vorbei, manchmal kommt, bestaubt, ein

Handwerksbursche. Dann wird's wieder Stunden, lange Stunden einsam. Nur das alte Dummerl begegne ich jeden Tag, das Schwämme sammelt im Walde.

Unten im Dorfe weiss Niemand, ob das Dummerl einmal jung gewesen ist. Wie die Aeltesten noch die Kühe hüteten, erinnern sie sich, dass es auch schon das alte Dummerl geheissen hat. Immer schon mit dieser verwetterten, harten, zerfalteten Miene, immer schon mit dieser töpfernen, brüchigen Stimme, immer schon in dieser grauen Joppe durch den Wald, Beeren und Schwämme suchen, die sie für ein paar Pfennige von ihm handeln. So eine Anzengruber'sche Figur; nur dass es keinen Spinoza gelesen hat und keinen Spinoza redet. Sondern es sammelt seine Beeren, seine Schwämme und lacht fidel vor sich, lacht den ganzen lieben langen Tag.

Romantische Mädchen, sinnige Jungfrauen fehlen. Irgend ein Publicum muss der Mensch doch haben, wenn er sich geniessen soll. Also was bleibt

mir übrig, als mit dem alten Dummerl zu plaudern, unter den Fichten und Föhren, zwischen den Farren, wenn ich im Walde gehe, wo es Beeren und Schwämme sucht?

„Dummerl," sage ich. „Wie geht's denn immer?"

„Muss schon gehen, gnädiger Herr! Muss schon gehen!" Und er lacht fidel, wie er immer lacht, und sieht gar nicht auf mich, sondern sucht, gebückt oder auf den Knien rutschend, weiter seine Beeren und Schwämme. Das verdriesst mich ein bischen. Denn wozu, wenn sie nicht bewundert werden, trägt man schliesslich das weichste Hemd, das mildeste Höschen, die zierlichsten Schuhe? Ich muss seinen Geschmack etwas stupfen.

„Dummerl," sage ich. „Schau dir einmal das Hemderl an!" Und ich deute, indem ich das weisse Mäntelchen ein wenig öffne, auf die rosigste Seide.

Er blickt auf, lässt den Korb und grinst.

„Freilich," sagt er.

„Na und, Dummerl, das Hoserl! Und die Schuhe!"

„Freilich," sagt er und grinst noch mehr.

„Gelt? Was sagst du da dazu? Das gefällt dir halt?"

„Freilich," sagt er und schüttelt sich, immer grinsend und grinsend.

So sind diese dummen Bauern. Es fehlen ihnen die Worte. Er bewundert mich sicherlich. Er weiss es nur nicht zu zeigen. Aber ich möchte, dass ihm die Augen leuchten und die Wangen glühen und der Athem fliegen möchte wie romantischen Mädchen oder einer sinnigen Jungfrau. So dränge ich ihn mit schöpfenden Fragen."

„Das wär' halt was, gelt? Das wär' was für dich? So was möcht'st halt auch, Dummerl? Was?"

Jetzt kugelt er sich vor Lachen und krümmt sich und wird ganz roth. „O mei, o mei! Jessas — das könnt' mir g'rad' fehlen!"

Ich beginne sein Wiehern taktlos zu finden. „Natürlich," erkläre ich

ihm, „für dein Geschäft möchte es nicht passen. Aber wenn man dich in die Stadt nehmen würde — stell' dir vor: eine noble Wohnung, das beste Essen, Theater . . ."

Jetzt lacht er, dass ihm die dicken Thränen kommen. „O mei! In die Stadt und ein rothes Hemd und Theater! O mei! Ja, was thät' ich denn damit?"

Und er bückt sich wieder zu seinen Beeren, seinen Schwämmen, und ich höre ihn, während ich wieder durch den einsamen Wald spaziere, immer noch pusten und lachend ächzen: „O mei! O mei!" Rings surrt's und murmelt's in den Zweigen; Mücken huschen, und ich schlürfe die vollen gesonnten Winde. Und immer höre ich seinen heiteren Spott und das breite, saftige Wiehern und höre die neckende Frage: „Ja, was thät' ich denn damit?"

Ja, was thun denn wir damit? Das weichste Hemd, das mildeste Höschen, die zierlichsten Schuhe — und daheim die ganze Fülle von Kunst und Schönheit, die wir mit so viel bebenden

Begierden suchen! Was thun wir denn eigentlich damit?

Die sanfte Seide des Mäntelchens, die grünen Strümpfe freuen mich gar nicht mehr recht — denn was thun wir denn damit? Und immer höre ich, unter den zärtlichen Föhren und den tiefen schweren Fichten, zwischen den schwarzen Farren, sein Lachen der glücklichen Weisheit. O Dummerl, altes Dummerl, wie hast du mich verwirrt!

Und Alles nur, weil es hier keine romantischen Mädchen und keine sinnige Jungfrauen giebt. Solche Orte — das ist die Moral — solche Orte soll man meiden. Was nützet sonst das lieblichste Höschen?



Erinnerung.

Nun sinds vier Jahre. Es war Sylvester 1889. Da fuhr ich aus Europa.

Ich war von Sevilla, aus den schwülen Tänzen der braunen Gitanen weg, nach Cadiz gekommen, das mit der steilen Reihe weisser Häuser wie ein Kragen der See erscheint, um den in flatternden Maschen die Möven helle Cravatten schlingen. Es ist, mit dem Gewühle bunter Racen in dem lauten Hafen, unter den hageren, jähen, grauen, braunen, rothen Felsen der Festung,

an welchen die Sonne und die Fluth mit gierigen Bächen rütteln, eine wunderbare Stadt, unermüdlich im Erzählen vielgereister, abenteuerischer Geschichten. Aber es liess mich nicht und trieb mich weiter, weiter aus Europa.

Um fünf Uhr schiffte ich mich ein, die See athmete milde und rings war, während die Nacht sich langsam entfaltete, ein köstlicher Friede. Vom Monde rieselten grüne Schimmer. Heimlich zischte es aus den Sternen.

Wir waren Wenige: ein Engländer, steif und stumm, der rechte Engländer der Operette, zwei Pariser, die Domino spielten, und ein alter, ungemein decorativer Pole, Graf natürlich, mit schwärmerischen Augen und langen, blassen, schmalen Händen, der sein Glück an der neuen Roulette von Tanger versuchen ging. Keine Frau, kein Mädchen, als nur in unseren Erinnerungen und Wünschen. Und ich wanderte, wanderte still und einsam, immer an der Maschine vorbei, nach

dem ersten Mast und wieder an das Steuer, wanderte, während die Woge schwoll, und sank.

Rings war Alles weiss. Oben der Himmel war weiss wie in Magnesium und der Saum von Cadiz drüben, der versank, war weiss wie von Kreide, und die Welle bog sich weiss, dass wir schwammen wie in Silber. Es war eine unendliche Helle, dass sich die Seele lichten musste; man konnte keine Flecken mehr denken.

Ich fühlte es wieder, wie das Meer gut macht, und es kam, während wir da zwischen zwei Jahren und zwei Welten glitten, wieder mächtig über mich, fröhliche und schöne Thaten zu verrichten, an denen sich die Menschen freuen könnten.

Da regte es sich von den Matrosen her. Einer hoch oben, schlug ein Lied an. Bald wurde es erwidert. Es war ein französisches Boot. Marseiller Jungen dienten. Provençalische Weisen tönten, schaurig bald und bald verschmitzt und von heisser Liebe dazwischen.

Da rief die Uhr das Zwölfte und verkündete den Urlaub des alten Jahres. Da raschelte es behende, von allen Masten, aus den Cajüten, Ruf um Ruf. Raketen schnarrten bunt und wir schwangen jauchzend die Kelche mit der rothen Gluth und schüttelten uns wie alte Kameraden.

Dann verstummte das Fest. Leise klangen nur noch halbe Seufzer, welche von den tiefer in die Mäntel Gehüllten huschten, langsam, bange hinaus, wie schwarze, flügelmüde Falter. Wer was Liebes daheim hatte, schloss die Augen, damit er es sehen möchte. Der Mond verlosch. Bald hörte man keinen Laut und langsam schlief ich ein.

Bis es Tanger neben mir rief, heiser und schrill gekreischt: und vor mir, der erschroken auffuhr, ragte ein enormer Mohr, einen purpurnen Fetzen um die Hüften, grinsend und fletschend, und heulte englisch, französisch, spanisch, wüst durcheinandergebrockt, wohin er meinen Koffer tragen sollte, alle Anderen wären schreckliche Gauner, die sich

bloss auf's Stehlen verstünden, und nur ja mit keinem von ihnen dürfte ich nach Tetuan, weil sie mich sicher ermorden würden, und sogar Modelle, so strenge es vom Coran verboten, könnte er mir, sonst Niemand als er, verschaffen, weil ich ja doch, wie man gleich sieht, von den Pintores sei, die allerschönsten Modelle, männliche und Frauen, Sängerinnen, Tänzerinnen .... und er kreischte und schüttelte sich und fuchtelte mit seinen Windmühlenarmen und spreizte die steifen Stelzen und fletschte und grinste.

Ich rieb mir nur die Augen wie gegen einen burlesken Traum und gaffte verblüfft auf die grelle Stadt und konnte es nicht glauben, dass wirklich dieses unbändige Kremserweiss die schwarze Erde sei.

Und dann drehte ich mich um, mit einer sehr verächtlichen Geberde: Dieser schmale, jämmerliche Nebelstreif, da hinten, weit, so zum Zerrinnen dünn — das ist Europa! Da lachte ich hell vor Schadenfreude, dass es so nichtig und

erbärmlich war. Und dann, rittlings auf dem langen Mohren, der durch die Wellen watete, fröhlich ans Land und mir fiel der alte Ruf der Legionen ein: Quid novi fert Africa?

Nun sinds vier Jahre.



Der Teufel im Leibe.

Wennn es winterlich wettert, Flocken stieben und die Scheiben frieren, denke ich immer zurück. Ich weiss nicht, wie es kommt. Im Gehirne muss ein Faden vom Schnee zum Kinde sein. Es macht mich träumen. Ich sehe mich als Knaben in dem leeren, trägen und pedantischen Städtchen an der Donau, wo die guten Torten sind. Ich zählte zehn Jahre und stolzirte gravitätisch, künftiger Dinge voll, und lernte einstweilen das erste Latein. Man wird es nicht glauben,

aber ich war ein Muster an Eifer und Fleiss und weckte die besten Hoffnungen. Gott, ist das lange her! Ich hatte vorzügliche Noten, fast in allen Wissenschaften — nur in der Mathematik happerte es oft und im Betragen fehlte viel. Das ist so geblieben. Mit Zahlen und auf Sitten verstehe ich mich noch immer nicht.

Besonders glänzte ich in der Religion und die Räthsel der Liturgie, wie die Farben wechseln und die Kostüme der kirchlichen Würden und den geheimen Sinn der lauten Zeichen wusste ich genau, der Liebling unseres guten Katecheten. Das war ein dicker, fröhlicher und ungestümer Herr mit derben Fäusten, mehr Bauer als Priester, von saftigen Reden, leicht im Zorn, poltern, fluchend, wenn einer nicht gleich parirte. Die Messe las keiner rapider. Einen guten Tropfen schätzte er als Kenner und beim „Schlitten“ draussen, einer Kneipe vor der Stadt, kegelte er mit Kutschern und Knechten, kniff die Mägde und zechte. Er lehrte

uns einen braven, gemüthlichen, wackern Gott, so ein bischen nach seinem Ebenbilde, der prügelte, wenn man ihn verdross, aber auch schon mit sich reden liess; es war gescheidter, seinen Willen zu thun und ihn nicht zu reizen, weil er dann wirklich unangenehm werden konnte. Zwar hatte ihn niemand gesehen und manche leugneten ihn. Aber klüger war es auf jeden Fall, zu glauben, als zu zweifeln. Was riskirte man denn schliesslich? So folgerte er, wie es in einem alten Verse und Gegenverse heisst, wo der Atheist den Christen verspottet:

O Christ, o Christ!
Wie Du betrogen bist,
Wenn der Himmel eine Lüge ist!

Aber der Christ warnt den Atheisten:

O Atheist, o Atheist,
Wie Du betrogen bist,
Wenn die Hölle keine Lüge ist!

„Also, sagte er, seid's g'scheid! Sicher ist sicher! Sonst kann man sich grässlich verspekuliren.“ Und damit es desto verlässlicher wirke, wusste er die Hölle drastisch zu schildern, mit

entsetzlichen Qualen und schaurigen Strafen, wie es sich etwa der junge Teniers dachte: man wurde da gestochen, gebraten, geröstet, gesotten und gezwickt, und wie er den Teufel malte, mochte einem wohl gründlich die Lust zur Sünde vergehen. Dann heulte, trampelte und tobte er auf der Kanzel, roth vor Wuth, schnaubend, mit grimmen Schlägen auf das Pult. Unvergesslich ist mir seine Mahnung vor der Kommunion. Mit dem Segen des Sakramentes hielt er sich nicht lange auf. Aber wehe, wer es unwürdig empfängt! Wehe, wer es vor der Beichte an Gewissen oder dann an der rechten Heiligung des Gemüthes fehlen lässt! Wehe, wer nicht im Stande der Gnade ist! Der hat den Teufel im Leibe. Und wie der da rumoren, kneifen und brennen kann — ich werde nie das Gemälde dieser höllischen Kolik vergessen.

Ich hatte eine schreckliche Angst. Immer, wenn der Tag nahte, an den Altar zu treten, fieberte ich und bebte.

Ich prüfte die ganze Woche schon das Gewissen genau, that Reue, gelobte Besserung. Jede winzige Sünde wurde mit Eifer gemerkt und es waren mir nie genug: ich suchte immer noch mehr. Ich hielt alle Gebräuche, bat Eltern, Geschwister und Gesinde um Verzeihung, schämte mich zerknirscht, weinte, betete noch ein Vaterunser mehr als die Busse und schlich nach der Beichte gesenkt und scheu, um nur nicht wieder zu sündigen und die Gnade zu verlieren. Ich meinte es wirklich gut. Aber es war umsonst. Alle Sorge half nicht. Ich konnte dennoch die Katastrophe nicht vermeiden.

Das geschah so. Ich hatte wieder gebeichtet, ging heim, zog mich in die Ecke, schwieg und trachtete, ins Bett zu kommen, weil ich mir sonst nicht recht traute und mich vor Anfechtungen nur im Schlafe sicher glaubte — und ich sollte doch morgen kommuniziren. So lag ich schon um sieben, die Decke bis an das Kinn, und schnarchte selig, neben mir den kleinen Tisch mit der

Uhr, der Börse und dem Glase Wasser. Das ist eine dumme Gewohnheit, die ich heute noch habe: es muss Nachts neben mir immer ein Glas Wasser sein. Sonst kann ich nicht schlafen. Die Angst, plötzlich durstig zu erwachen, lässt mir sonst keine Ruhe.

Ich schlief sehr gut, mit der frischen Unschuld meiner gewaschenen Seele. Doch ungewohnt, mich so zeitig zu legen, erwachte ich bald. Fahl dämmerte der erste Tag, in grünen, gelben, grauen Scheinen. Ich drehte mich müde, trunken, unbewusst. Schlaf hing noch auf allen Sinnen. Die Hand tastete nach dem Glase und die Lippen tranken. Da war ich erst wach.

Ich war wach und erschrak. Was hatte ich gethan! Wie konnte ich trinken, da doch nur der Nüchterne, der sich nach der zwölften Stunde strenge Speise und Trank versagt, an den Tisch des Herrn darf! Wie war es denn nur möglich, dass ich das vergass? Ich schauderte. Die ganze Hölle des Katecheten stand vor mir, schwarz

und flammend, mit den stechenden, zwickenden, sengenden Satanen. Ich fühlte mich schon gerichtet und verdammt. Ich fühlte den Teufel schon im Leibe.

Ich setzte mich und nahm allen Verstand und sann, wie ich mich retten könnte. In der Kirche fehlen — nein, das war nicht möglich; man achtete strenge und liess keine Entschuldigung gelten. Mich dem Katecheten bekennen — nein, das konnte ich nicht wagen. Ich zitterte bei dem blossen Gedanken, wie er toben, rasen, fluchen würde — und diese Schande vor der ganzen Klasse! Da lieber gleich in die Hölle — ärger konnte der Teufel auch nicht sein. Sterben — es blieb mir nichts anderes. Ich sah es deutlich. Es war entsetzlich, aber ich konnte es nicht ändern. Sterben! Ich fühlte mich schon todt. Es war doch sehr traurig. So jung, grosser Dinge fähig, ohne Schuld — es war ja doch wie im Traume geschehen! Ich ging im Geiste mit meiner Leiche, die Lehrer weinten,

Kameraden weinten und meine armen Eltern! Sie erbarmten mir sehr.

Das tröstete mich ein bischen, während ich mich kleidete und zur Schule schlich, wo wir namentlich gerufen, in Paare geordnet und nach der Kirche geleitet wurden. Es kam eine schreckliche Stunde. Zehn Mal wollte ich fort, aus der Bank fort, aus der Stadt fort, aus der Welt fort, aber da wachten doch die Lehrer. Zehn Mal wollte ich lieber alles bekennen; aber wenn ich dann wieder die buschigen Brauen, den barschen Blick des grimmen Katecheten sah, der morgens immer noch viel wilder war — nein, ich konnte es nicht, konnte es nicht wagen. Die Minuten verrannen. Keine Rettung, kein Entrinnen, keine Hilfe! So mag der arme Sünder fühlen, der draussen schon den Henker hört. Ich hatte schliesslich nur noch den Wunsch, dass es vorüber wäre. Schlimmer konnte es nicht mehr werden. Es würde ein bischen stechen und brennen und dann würde mich der Teufel zerreissen und alles,

alles wäre vorbei. Ich läge todt und hätte Rast.

Als ich vom Altar trat, wurde ich wunderbar gefasst. Jetzt war es entschieden. Ich wollte mich tapfer zeigen. Ändern konnte ich es doch nicht mehr. Ich setzte mich gelassen und wartete. Ich war nur noch neugierig, wie es eigentlich geschehen würde, und es schmeichelte mir fast, weil es doch immerhin nicht Jedem und nicht jeden Tag passirt. Ich sah mit Dünkel auf die Kameraden, die es gar nicht ahnten, dass neben ihnen einer mit dem Teufel im Leibe sass.

Ich wartete. Ich lauschte, wann er sich regen würde. Jetzt und jetzt meinte ich es im Magen zu verspüren. Aber nein. Immer war es wieder nichts. Allmälig wurde ich ungeduldig. Ich fand, dass der Teufel ein bischen langsam war, und wie er sich auch daheim noch immer nicht melden wollte, kamen leise Zweifel. Ich ärgerte mich. Jetzt hatte ich mich schon an die Idee gewöhnt — wozu denn sonst der ganze

Lärm von Angst und von Verzweiflung? Aber ich hatte den besten Appetit, es schmeckte Mittags, das Warten wurde fade. Da entschloss ich mich, überhaupt nichts mehr zu glauben.

Mit dem Teufel stimmte es nicht. Das war klar. Ich konnte es beweisen. Aber wenn es mit dem Teufel nicht stimmte — an diesem Punkte hackte mein kleiner Verstand ein und bohrte und rastete nicht mehr. Von diesem Tage hatte die Stadt einen neuen Philosophen.

Später wurde freilich gesagt, wenn ich es Freunden erzählte, dass mein Beweis nicht galt. Die Prämisse sei falsch. Sie behaupteten oft: ich merkte es nur nicht, aber ich hätte doch wirklich den Teufel im Leibe.



Wächterl.

Als Christel nach Chicago musste, wo man sich in Wiener Leder ein grosses Geschäft versprach, wurde er sehr traurig, weil er Hed liebte und ja den Frauen nicht zu trauen ist. Drei Monate sind lange. Trennung verwischt Gefühle bald. Das ist in der Natur und er durfte dann nicht staunen, nicht klagen: man lässt ein junges, schönes, warmes Ding nicht ungestraft drei Monate allein. Doch konnte er, wie er auch rathen, suchen mochte, mit allen klugen Wünschen nicht helfen; in Ge-

schäften verstand der Alte keinen Spass. Er musste gehorchen und wie es nicht seine Art war, gegen das Leben vergrämt zu murren, tröstete er sich, dass es eine nützliche und gute Prüfung ihrer Treue werden könnte. Diese innige und tiefe Neigung musste halten. Sonst hatten sie sich eben getäuscht und konnten von Glück sagen, den schönen aber lügnerischen Traum zu brechen. Dann wäre sein Leben freilich leer und elend. Er durfte es gar nicht denken. Doch war er endlich Mann genug, sich zu zwingen; er würde es schon tragen. Wenigstens wüssten sie dann, ob er denn wirklich ohne sie, sie wirklich ohne ihn nicht leben könnte, und so gewänne er den Muth, entweder frei zu werden oder auch den Rest von lästigen Bedenken, die Qualen durch ihre Vergangenheit, die Scheu vor den Leuten aus der sicheren Seele zu streifen, die ihm die zärtliche Lust eines gesetzlichen Bundes noch immer versagten. Das rechnete er sich vor und wollte ihr beweisen, dass sie alle

Ursache hätten, sich zu freuen. Sie weinte ein bischen, liess sich trösten, weinte wieder, wollte mit, wurde doch endlich vernünftig und sie küssten noch mehr. Es waren ja drei Monate nur! Und sie wollten sich täglich schreiben!

Diese Wochen vor der Trennung waren schön. Sie pressten das letzte Glück aus jeder Stunde. Sie wich nicht mehr von ihm, theilte alle Wege, half die Reise rüsten und Jedes trachtete, in zärtliche Geschenke das andere zu hüllen, dass es unablässig erinnert werden sollte. Die Decke, die Stickerei der Tasche, Seife, Kämme und Parfüm — sie sorgte, dass ihm täglich alles nur von ihr erzählen würde und wenn er abends in ein Hemd von dieser weichen, innigen und buhlerischen Seide schlüpfte, wäre der letzte Gedanke an sie und von ihr wäre der erste Traum. Er vergalt es ihr und hatte täglich eine neue Freude, heute Putz, morgen nützliches oder thörichte, verschmitzte Neckereien. Jedes Kästchen, jeder Ring, jede Quaste an der

Lampe redete von ihm und immer schrie der grelle Papagei: „Mädel, hast Du ihn noch lieb? Dummes Mädel!“ So wollten sie getrennt zusammen bleiben.

Den letzten Sonntag vor der Reise brachte er ihr sein Hündchen. Er hatte es schon ein Jahr und sie liebte es. Es war ein Spitz, sehr schwarz, mit langen, zarten, sanften Zotten und, wie jede Geste des artigen Geschöpfes verrieth, von ungewöhnlicher Bildung des Geistes. Es bewegte sich mit vollkommener Anmuth und hatte eine feine, gravitätische und edle Art, die schmalen Pfoten zu strecken und, wenn es Gefühle äussern wollte, das Näschen vertraulich zu reiben. Es schaute klug, immer mit dem gleichen unerschütterlichen Ernste, der doch einer gelassenen Milde nicht entbehrte, und hielt auf Anstand, indem es diskret verstummte, wenn sie sich küssten, und in ungemeiner Geduld, ohne zu knurren, nur ein wenig erstaunt, aber freundlich den Verlauf ihrer Liebe betrachtete, neu-

gierig, nachdenklich, kritisch, während nur bisweilen die dünnen Beinchen leise bebten. So stand es und guckte und verdiente seinen Namen, indem es in der That ein rechter Wächter ihrer Umarmungen war, immer auf dem Posten, wie so ein salutirendes Männchen auf der Bahn, wenn der Zug kommt. Sie lachten, wie ernst und strenge es sich hielt und oft scherzten sie später, was sich denn das kluge Thier wohl eigentlich denken mochte, zogen es herauf und wollten es mit allerhand Fragen verhören, ohne doch je aus dem stummen klug zu werden, das sanft alle Spässe trug und ergeben wedelte.

Am letzten Tage, nach manchen Thränen, vielen Schwüren, wilder Liebe, hob er sich von der bebenden und erschöpften ein wenig, griff nach dem Hündchen, nahm es am Kragen, zog es her und hielt ihm, indem er es schwenkte und zappeln liess, eine feierliche Rede.

„Wächterl!“, sagte er zärtlich und düster. „In Deine süssen Pfoten gebe

ich mein Glück. Mache Deinem Namen Ehre. Hüte dieses schwache Geschöpf! Schütze sie an Leib und Seele! Wache treu! Sei genau: denn eine freie Sekunde genügt, Frauen zu fällen. Sei milde: denn unzeitige Strenge, die Erlaubtes versagt, würde nur eher noch reizen. Sei tapfer und rasch: in der Gefahr, wenn es gilt, darfst Du nicht erst mit Besinnungen lange verziehen und schwanken und wägen. Das heisst freilich viel von Deinem Geiste, von Deiner Kenntniss der menschlichen Dinge und Erfahrung, von Deinem Charakter fordern — ich weiss es wohl, mein armer Freund! Du wirst kein angenehmes Leben haben. Du wirst magern vor Sorge, Pein und Mühe. Du wirst wenig schlafen — ja besonders des Schlafes wirst Du Dich hauptsächlich entwöhnen müssen; da brauche ich Dich dringend. Ich weiss, dass es ein ärgerlicher Auftrag ist. Aber schau: Ich habe ja sonst Niemanden als Dich. Auf Menschen kann man sich doch nicht verlassen. Ich werde es Dir ewig

danken. Vielleicht macht es sich, dass ich Dir auch einmal einen Dienst erweisen darf. Du kannst dann immer auf mich zählen. Ich werde es Dir nie vergessen. Ich werde es Dir sicher vergelten."

So redete er lange und schmeichelte dem Thiere, das gelassen horchte, und warnte es vor den Tücken der Frauen und beschwor seine Treue und verscherzte die Rührung. Es war lustig gemeint und doch mochte er sich des Gefühles, wie thöricht es ihm schien, nicht recht erwehren, als ob das Hündchen wirklich ein guter Warner, frommer Hüter werden könnte. Und so galt selbst im Zuge, als es schon läutete und pfiff, nach den schmerzlichsten Küssen, sein letzter Gruss, sein letzter Griff, sein letzter Ruf noch dem melancholischen Spitze.

II.

Erst weinte Hed unablässig und war nicht zu trösten. Sie sass einsam, las seine Briefe und Depeschen und

betrachtete seine Bilder. Sonst wollte sie nichts wissen, nichts sehen, nichts hören. Sie hasste jetzt die Menschen, als hätten sie ihn ihr geflissentlich geraubt. Sie konnte sich nicht fassen.

Aber als der erste Schmerz verlosch, wurde es noch ärger. Weinen hatte wenigstens die Zeit vertrieben. Nun hockte sie stumpf und träge und die Stunden stockten. Oft wünschte sie, die drei Monate lieber zu verschlafen. Sie langweilte sich. Wächterl war die einzige Freude. Sie plauderte mit ihm, las ihm die Briefe vor, lehrte ihn Künste. Sie fragte: „Wo ist denn das Herrl? Such'! Such' doch das Herrl!“ Dann rannte er nach dem Fenster, spitzte die Ohren, schnaubte, schoss zur Thüre, kratzte und winselte kläglich. Dann nahm sie das klagende Thier, jammerte mit ihm, und sie weinten um die Wette. Aber dieses Vergnügen konnte doch schliesslich nicht für drei Monate genügen.

Es duldete sie nicht länger in Wien. Daheim konnte sie nicht länger ewig

sitzen. Sie erstickte sonst. Aber auf der Strasse war es zu traurig. Jeder Garten, jedes Haus erinnerte an ihn. So ordnete sie die zierliche Wohnung, streute Kampfer, gab Decken auf die Möbel, versperrte, nahm die hübschesten Kleider, Gürtel, Hüte, Schirme und Wächterl und reiste.

Marienbad, Franzensbad, Gastein — immer nur ein paar Tage. Anfangs gefiel es ihr, aber sie konnte nicht verweilen. Es trieb sie gleich wieder weg. Sie wusste nicht was, sie wusste nicht warum. Sie wusste nicht wohin. Aber wie sie mit dem Bädecker durch den Ort gelaufen war und alle Sterne gesehen hatte, liess es sie nicht mehr und sie pakte wieder und war wieder fort. Sie mochte nirgends bleiben. Es trieb sie, unablässig zu wandern, zu eilen, zu suchen. Sie lief den ganzen Tag, immer allein, nur das kluge Hündchen mit, das in geschäftigen, dreisten, spitzen Schritten neben ihr trottete oder geduldig in ihrem Schosse lag, wenn sie wieder das schlimme

Herrl schalt und die Tage zählte. Dann wälzte sie sich und kugelte sie sich mit ihm im Moose, zauste es, bis es murrte und sprang oder streichelte es traurig, während Thränen leise glänzten. Es war ein treuer Freund in heiteren und dunklen Launen.

Sonst hatte sie keinen. Zwar meldeten sich viele, welchen das blühende Kind gefiel und Mühe zu verdienen schien. Sie schickten Blumen, grüssten und wollten sich nähern, diese höflich und beflissen, andere verwegen, wobei es denn an klugen Schmeicheleien, ritterlichen Diensten nicht fehlte. Aber sie achtete es kaum. Sie waren ihr zuwider. Sie konnten sich doch mit ihm nicht vergleichen. Immer hörte sie, wie durch einen Nebel, seine ruhige, gute Stimme, glaubte in seine milden, munteren Augen zu schauen und wenn andere warben, liebte sie ihn nur desto mehr. Sie konnte Männer gar nicht mehr vertragen, wurde spitz und warf gleich harte Reden wie Kiesel, was freilich erst reizte, weil jeder

meinte, die Widerspenstige mit seinen Künsten doch zu zwingen. In Ischl, wo sie schliesslich blieb, hiess sie die Diana, der ja auch der jähe Gang in Sprüngen glich, wie sie immer eben aus einem Gebüsche zu brechen, den Speer zu schleudern und gleich wieder zu entlaufen schien.

Sie blieb in Ischl. Da gefiel es ihr. Sie liebte diese zierliche, von gefälliger Kultur gewürzte, elegante Gegend und wenn sie unter den geputzten, sonnig verbrämten Fichten den schmalen, behaglichen und sanften Weg nach Laufen schritt, der wie ein artiges Spiel für Kinder ist, verzögerten sich die sonst hastigen Schritte und sie sog, gerne verweilend, auf den Bänken rastend, während das Hündchen die Zapfen haschte und stiess, glücklich den schimmernden Athem des Waldes. Oder sie fuhr auch mit dieser unwahrscheinlichen Bahn an den Wolfganger See, wo sie dann vor der grauen Kirche auf das Menuet der winzigen Wellen sah, während ihr lose der Wind um

das feine, schmale und geschliffene Näschen blies und die rothen Locken zauste. Auch konnte sie täglich mit einem andern Kleide glänzen, dass sich auf der Esplanade, wenn sie unter den kargen Klängen der schlottrigen Musik spazierte, Neid und Staunen nach ihr drehte. Da war sie stolz, weil es ihn gefreut hätte.

Und dann hatte sie hier einen Kreis, der ihr gefiel. Das war in der „Post“, unten in dem traulichen und braunen Stübel, an der langen Tafel hinten. Die komische Alte vom Theater, die sie kannte, hatte sie an den Tisch gebracht. Da war, was sie brauchte. Lauter gemüthliche unb liebe Leute, lustig, aber schon gesetzt, Jschler Honoratioren, der Förster mit dem stachligen Barte und den verwachsenen, weissen Brauen in der gelüfteten und braunen Miene, der die fürchterlichen Abenteuer wusste, der schmale, bewegliche, lächelnde Notar, ein Inspektor von der Bahn, hager, dürr und ärgerlich, die Furcht der Kellner, um

Trank und Speise mit dem Wirthe stets in Fehde und auf das elende „Beisel“ wild, der fette und triefende Kapellmeister, der immer nur von seinem Columbus weinerlich erzählte, den kein Theater spielen wollte, weil die dummen Menschen heute eben allen Ernst, allen Sinn für das Grosse, Edle Erhabene verloren haben und nur für diesen italienischen Bumbum noch schwärmen, ein näselnder Professor, der den Tag botanisiren lief, um abends ganze Wiesen aus seiner grünen Büchse stolz zu holen, die er dann mit Eifer auf dem Tische zeigte, nach dem Lorinser bestimmte, behutsam die Fäden durch die Lupe zählend, der Apotheker, der das erste Wort beim sechsten Krügel sprach, allerhand Bürger, ein paar alte Schauspieler, selten ein Gast. Da war sie gern. Der Mensch braucht schliesslich Gesellschaft, muss eine Ansprache haben und den ganzen Tag konnte sie doch auch nicht nur ihre Briefe schreiben, seine lesen. Hier plauderte sie, hörte Scherze,

Anekdoten, Klatsch, war gefeiert, alle verliebten sich ein bischen, hofierten ihr, ritterlich, sehr galant, doch in allen Ehren, recht nach ihrem bürgerlichen Sinne, angenehm und unbedenklich, und sie hatte vor den Laffen, vor den Gecken Ruhe, die immer gleich Hässliches wollten.

Auch Wächterl liess es sich in dem Stübel gefallen. Sonst mochte er fremde Leute nicht. Er wurde ungemüthlich. Nicht als ob er knurrte; er hielt sich immer in den Grenzen der guten Sitten. Aber er schlich dann traurig, mürrisch und gesenkt, mit düsteren, vergrämten, hamletischen Blicken, offenbar über Tod und Leben und den ganzen Jammer dieser leeren, nichtigen und eitlen Welt in schmerzlichen Gedanken. Nur in der „Post“ wurde er doch mit der Zeit vertraulich, wo ihn freilich alle verzärtelten und ungemein ehrten. Besonders dem Komiker Liese schien er herzlich zugethan. Den zeichnete er vor allen aus, gab ihm das Pfötchen, sass an seinem Stuhle und es war ein wunder-

liches Bild, wie die fahle, gelbe und verwischte Miene des alten Mimen tausend Fratzen schnitt, um den melancholischen und unbeweglichen Freund zu ermuntern.

Der Komiker Liese kam jetzt täglich. Er gastirte jeden Sommer, mit den gleichen Rollen durch die Bäder reisend, als Schneider Fips, Kantschukow, Ollendorf, während er im Winter mit einem Tingl-Tangl durch die Bukowina, Rumänien und Bulgarien zog. Er hatte immer seinen kleinen, aber sicheren Erfolg, weil sich alle Welt mit ihm duzte. Im Leben war er komisch, mit der stets verblüfften, paffen Miene, dem enormen Rüssel und den schiefen, schielenden, zwinkernden Blicken. Aber er schien die besten Spässe in der Garderobe zu vergessen. Auf der Bühne konnte er, wie er auch sprang und krähte, doch nicht wirken. In der Kneipe war er König. Kalauer, Couplets, Anekdoten hatte er reichlich und alle bogen sich, wenn er seine drastischen Possen gab, mit einem Sessel, Teller oder Krug als Partner. Nun trieb er

das gern mit dem Hündchen, das sich gravitätisch zu seinen Schwänken lieh und bald ein sprödes Mädchen, bald den Betrogenen agiren musste. Er behauptete, dass das schwarze Thier ein verwunschener Prinz sei, der nur einmal lachen sollte, um erlöst zu werden. Das wollte er mit unermüdlichen Listen versuchen.

Der Komiker Liese gefiel ihr. Er amüsirte sie, sie fühlte sich mit ihm sicher, weil er hässlich war, und wenn sie auf der Esplanade gingen, wusste er von allen Leuten Klatsch, Abenteuer und verschmitzte Sachen. Nun hörte sie erst, wie es die reichen Frauen trieben. Das war lustig. Auch wollte sie platzen, wenn er gar zu schmachten begann und Liebe girrte. Es war natürlich nur Spass. Ernst konnte man es doch mit diesem Gesichte nicht meinen.

III.

Es wurde sehr heiss. Sechs Wochen regnete es nicht mehr. Gewitter drohte.

Die leeren Strassen brannten. Dumpf brütete die starre, vordorrte Luft.

Man wusste sich schon gar keinen Rath. Draussen war es unerträglich. Man lag daheim, fächelte sich und träumte.

Hed wälzte sich, konnte nicht schlafen, wollte verdursten. Es brauste, wallte, fieberte im Blute. Sie war schlaff. Sie sehnte sich. Sie hätte weinen mögen, ohne Grund, ohne Kränkung, ohne Wunsch, nur so aus Lust an Thränen und weil es zu heiss war. Wenn nur erst das Wetter kam! Sie fühlte es in den Schläfen. Da hämmerte es und schwoll, dass sie kaum schauen konnte. Sie litt in der letzten Zeit wieder sehr. Alles reizte sie. Sie ärgerte sich gleich. Sie fand kein Vergnügen. Es kam wohl nur von der Hitze.

So lag sie auf dem Sopha und wälzte sich, wendete das Kissen, seufzte. Nichts regte sich, aus dem Garten raschelte kein Hauch; kaum dass die Diele, wenn unten ein Wagen fuhr, leise

zitterte und knarrte. Alles finster, die Läden zu, die Thüre in das andere Gemach auf, dass die Luft ein bischen streichen möchte. Dort schlummerte der Hund im Winkel.

Um vier kam Liese. Er holte sie jetzt täglich. Sie bummelten dann ein wenig oder fuhren, wenn er nicht spielte, auch nach Weissenbach oder Goisern. Sie schwatzten, lachten, lästerten. Und er wand und krümmte sich vor ihr, indem er ihr Liebe schwor, alle Helden der „Burg" der Reihe nach copierend.

Sie konnten heute nicht fort. Es war zu heiss. Sie wollten warten. Er brachte ihr eine Orange, schälte, schnitt, zuckerte sie, steckte sie der Trägen in den Mund. Dann kniete er, flüsterte, flötete, lechzte, wimmerte, drängte, bald Sonnenthal, bald Krastel. Er spielte ihr eine ganze Collektion von Liebe vor, wie sie es lieber hätte; sie sollte wählen, von Brackenburg bis Romeo.

Sie lag, schwieg, lauschte. Alles finster, schwül und stumm und es war,

als würde sie vom Garten her die Blumen duften hören. Sie trank die warmen Töne, wie er innig warb, bald dunkel flehentlich, bald gebieterisch und hell, und in die Sinne glitten milde Spiele, lockten sie und lullten. Er beugte sich auf sie, streifte die Locken, drückte sie leise, murmelte, sank in ihre Lippen. Sie träumte, wusste nichts, liess geschehen.

Da raschelte es, in der tiefen Stille. Wächterl war auf, schüttelte, streckte sich, gähnte, lauschte, lief; leise bimmelte die Marke. Er stand vor den Verschlungenen, guckte kritisch, kratzte, schnupperte, hüpfte an das Ende und wartete gespannt, während nervöse die dünnen Beinchen bebten, wie sonst.

Da schrie sie. Sie stiess ihn weg, wüthete, trieb ihn hinaus. Keine Bitte, kein Schwur konnten versöhnen.

Als dann im Herbste der Geliebte kam und das lachende, weinende, irre Mädchen herzte, nahm er das Hündchen, kraute es und fragte: „Und was hat denn das Wächterl immer gemacht?“

„Es hat gewacht,“ sagte sie und küsste ihn wieder. Aber das Detail verschwieg sie lieber. Sie hatten auch keine Zeit.



Die schamhafte Gräfin.

Berti träumte auf den Saiten. Leise, ganz leicht und eilig glitten die Finger über die gehorsamen Tasten. Er hatte die schwere, schwarze Cigarre schief im Winkel der schwülen, feuchten Lippen. Er neigte die Lider und lauschte nach innen. Aber die kleinen, sanften Klänge haschten sich und entschwirrten wieder, und seltsame, milde und traurige Weisen schwammen durch die grünen Wolken des egyptischen Tabakes, welche der sehnsüchtige Duft der Chartreuse würzte.

Wir sassen unter der blassen Palme. Wir fühlten eine tiefe Schwermuth. Wir hatten zu viel gegessen. Wir blätterten in einer grossen Mappe: da waren japanische Stiche von seltenen Lastern, da waren Fakire in wilden Künsten, da waren hysterische Krämpfe und Verzückungen. Der junge Gulf tröstete uns ein bischen; er weiss hübsch zu erzählen. Ich höre ihn gerne.

Der kleine Gulf ist ein lieber Kerl: schlank, zierlich, ein prächtiges Gebiss und grosse heisse Blicke. Die Mädels sind alle vernarrt in ihn. Er kann nicht über die Strasse gehen, ohne ein Abenteuer zu erleben. Er nützt sein Glück rechtschaffen aus. Nicht als ob er besondere Begierden hätte, aber es freut ihn, wenn er heikle und verwickelte Geschichten erzählen kann: dann beneiden ihn die Anderen. Vielleicht thut er es auch für seinen Beruf: ein Arzt braucht die Gunst der Frauen. Er ist hübsch, geschmeidig und frech. Dabei mit vielem Geschmacke und nach

allen Regeln des Royal-Gommeux. Der richtige fêtard perpetuel.

Wir zogen grosse Ringe ans den Cigaretten. Ganz langsam glitten sie von den ängstlichen Lippen. Dann steckten wir den Finger durch und waren stolz. Wir redeten kein Wort. Er erzählte.

„Man lernt die Weiber niemals aus. Jede ist ein neues Räthsel. Man muss bei jeder von vorne beginnen.“

Da war eine schöne Gelegenheit zu einigen bequemen Zoten. Wir dachten wohl daran. Aber es lag uns zu schwer auf den ermatteten Gehirnen, als dass sich deutliche Sätze gelöst hätten.

„Ich speise jetzt immer mit meinem Alten im Frohner. Noch ein paar Hofräte, nichts als juristische Geschichten, unglaublich langweilig. Aber endlich, man muss einen gewissen Familiensinn haben, und für die Verdauung ist es vortrefflich. Neulich auf einmal, in der Ecke des Saales, zwei Tische von uns, ein phänomenales Weib. Ich war

gleich ganz weg. Mein Schlag: biegsam wie eine Reitpeitsche, etwas exotisches, une promesse de jouissances inédites — und Lippen, fahle, schmerzliche, zerknitterte und verwühlte Lippen, die mir alle Nerven in Aufruhr jagten — ah, diese suggestiven Lippen! Ganz in knisterner Seide. Mit langen, hageren, unheimlichen, schlangenhaften, assirischen Geberden. Die müde und verwischte Miene eines abgeschminkten Clown; aber zwei graue, höhnische, listige Augen darin, ganz winzig, rastlos und mit den giftigen gelben Blitzen des Raubtieres.

Ihr könnt euch denken, ob ich alle Künste versuchte! Alles umsonst. Kein Blick war zu erhaschen. Sie hatte eine seltsame Art, das Auge starr auf dich gerichtet, über dich weg zu sehen. Ich lasse mich wirklich nicht so leicht abschrecken, aber hier war unzweifelhaft alles umsonst. Ich fragte den Kellner nach ihr: eine russische Gräfin, die seit gestern im Hotel wohnte; zwei Tage wollte sie bleiben. Sonst wusste er

gar nichts. Es war durchaus nirgends eine Hoffnung. Und ich konnte auch wegen meiner Hofräthe nicht. Am anderen Tag dieselbe Geschichte: ich mit verwegenen und schmachtenden und flehentlichen Blicken, alles durcheinander, sie immer mit der gleichen starren undurchdringlichen Maske unbeweglich über mich weg. Hole sie der Teufel! Plötzlich, nachdem sie gezahlt hat, kommt der Kellner: die Dame verlange meine ärztliche Hilfe. Ich sofort bei ihr, sehr besorgt, theilnehmend und um sie bemüht. Sie hat eine sehr schlechte Nacht verbracht, in heftigsten Schmerzen: ob ich ihr nicht etwas verordnen möchte? ich müsste das Leiden doch erst kennen, sie vielleicht untersuchen — sie zögert und wird verlegen. Dann scheint sie sich zu besinnen: sie erwarte mich Abends um 9 Uhr auf ihrem Zimmer. Sehr kurz und vornehm von oben herab gegrüsst und fort. Vederemo.

Schlag 9 klopfe ich an. Draussen dunkelt's. Die Fenster sind dicht ver-

hängt. Eine schwere Lampe brennt hinter einem weichen, faltigen, rothen Schirme. Sie ist zu Bette. Ich möchte gleich liebenswürdig werden. Aber sie muss wirklich krank sein: sie ist sehr verdriesslich und strenge. Sie hat drei Nächte nicht geschlafen. Sie klagt ihr Leid. Ich vergesse alles andere und bin auf einmal ganz Arzt. Es werden die Nerven sein. Die Strapazen der Reise, der Wechsel von Klima und Kost. Ein bischen Brom und Ruhe. Aber sie schüttelt den Kopf. Noch etwas? Sie zögert und erröthet. Aber ich bin ja doch Arzt! Endlich, stockend, mit grosser Mühe, während ich immer auf's Neue mit vertrauliche Fragen in sie dringen muss: sie hat sich am Knie verletzt, wie sie den Waggon verliess, ein bischen über dem Knie. Ich muss lächeln. Wenn's sonst nichts ist! Das werden wir gleich in Ordnung bringen. Sie wird sehr froh und dankbar wie ein Kind. Sie hat soviel gelitten. Wenn ich es wirklich heilen könnte! Nichts leichter als das, sofort — ich

muss es nur erst einmal ansehen. Nein! Sie richtet sich entrüstet auf. Sie ist sehr böse. Sie will nach der Klingel. Aber ich bin ja doch Arzt! Und wenn ich helfen soll — anders geht es nicht. Anders geht es nicht, sagt sie ganz verzweifelt, mit Thränen, dass es mich rührt. Ich rede ihr verständig und behutsam zu. Ich will ja alles versprechen, was sie nur verlangen kann. Ich erkläre ihr wie thöricht es von mir wäre, mein Amt zu missbrauchen. Ich will sie auf alle Weise beruhigen. Ich kann es ihr ja nicht erlassen — wie soll ich denn ordiniren, ohne es gesehen zu haben? Es muss also wirklich sein, fragt sie bebend. Es muss, wenn sie geheilt werden wollen! Ach Gott, ach Gott ich schäme mich so sehr! Ich wende noch einmal alle meine Beredsamkeit auf. Es nützt alles nichts. Sie wiederholt nur immer: ich schäme mich so sehr! Zuletzt wird mir die Geschichte zu dumm. Ich stehe auf und verabschiede mich. Sie kämpft heftig mit sich. Endlich,

mit verlöschender Stimme: es ist wirklich unerlässlich? Unerlässlich, wiederhole ich fest und unbeugsam. Da wendet sie das blonde Köpfchen traurig und verschämt zur Wand: „Nun denn, wenn es wirklich sein muss — aber dann löschen Sie wenigstens das Licht aus!“



Aus.

Erzählen? Ja, wer es erzählen könnte! Das ist es ja, dass man es nicht erzählen kann! Wer soll erzählen, was sich nicht haschen, in keine Worte fangen, kaum leise nur verstohlen ahnen lässt? Wie denn erzählen? Kannst Du erzählen, wie Blumen verblühen? Du weisst es, wenn sie es sind. Aber bis sie verblühen, blühen sie ja noch. Sie verblühen, indem sie blühen. Im Blühen das Verblühen hören — wer kann diese bangen, schon verhuschten Töne halten? Wer kann sagen, was er selber deut-

lich nicht empfindet, sondern heimlich nur wie einen tiefen dunklen Strom jede Stimmung trüben fühlt? Nein, man kann es nicht, man kann es nicht erzählen! Selbst dieser letzte Trost fehlt, dass man es erzählen könnte!

Aber so ungefähr doch — vielleicht. Ich will suchen. Denke Dir etwa — aber nein, das ist es auch nicht; sondern ich muss so sagen: Du fürchtest kein Gewitter, wenn es blitzt und donnert, nicht wahr? Aber dieses Vorgefühl in den schweren Gliedern, in den Nerven, die verschmachten, in den bangen Schläfen, während noch der Himmel blaut und kaum weit die ersten Wölkchen steigen — diese dumpfe Angst, die wartet, dass es kommt, unaufhaltsam kommt, kommen muss! Und man fiebert schwül, wenn es nur schon endlich wäre! Aber das ist es auch noch nicht, weil ja da dann doch — da blitzt und schlägt es ja doch endlich und man athmet wieder; Während in mir — siehst Du, diese schleichende Ahnung, die sich doch nicht

nähert — ach, ich möchte das keinem Feinde wünschen! Fühlen, wie es schon verblüht, während es doch noch und gerade weil es blüht — Du wirst es nicht verstehen! Der Himmel gebe, dass Du es nie verstehen wirst! Der Himmel gebe Dir eine Frau, die Dich verräth, so lange es noch Zeit ist! Ah, wenn sie mich verrathen hätte! Wenn ich sie verloren hätte! Dann könnte ich sie ja noch haben, doch noch etwas von ihr haben, etwas Glück! Trachte von der Frau in Zwist und Zorn zu scheiden — das ist das natürliche Ende der Liebe und dann braucht sie nicht zu enden; zärtliches Gedächtniss bleibt. Man darf nicht gescheidter sein wollen als das Leben. Es lässt sich nicht betrügen.

Ja, erzählen! Die Dinge nennen, nach der Reihe, und wie es geschehen ist! Es ist ja nichts geschehen, als nur in meinem Gefühle. Nein, draussen ist nichts geschehen. Draussen ist nichts verändert. Draussen ist alles wie sonst. Wir leben wie sonst. Wir

sagen uns immer noch die alten Worte, ja leidenschaftlicher als sonst, weil ich mich zwinge, weil ich es mir selber, nicht ihr blos sagen will, weil ich schreien möchte, um nur in mir die Stimme nicht zu hören, die immer spottet: „Aus, aus, aus — plag' Dich nicht, es hilft Dir nicht — gestorben ist gestorben!“ Ja, gestorben! Ist es denn gestorben? Ist es denn schon gestorben? Wann denn? Gestern war es noch und heute — heute? Siehst Du, das ist es. Ja, wenn ich es datiren könnte: von dieser oder jener Stunde! Wenn ich sagen könnte: das oder das hat es getödtet — jene Untreue damals, oder diese Laune! Wenn ich wüsste, wo es begraben ist! Wenn ich wüsste, ob es begraben ist! Aber nein! Es liegt mir die Leiche im Hause und sie bringen sie nicht fort. Ich bringe sie nicht fort, ich kann es nicht und niemand will mir helfen.

Aber ich soll ja erzählen. Ach, Du wirst lachen, wenn ich es erzähle. Es ist lächerlich, gewiss, wenn man

es erzählt. Siehst Du, das habe ich von meiner grossen, meiner allzugrossen Weisheit, dass ich jetzt lächerlich bin. Ja, wer so klug wäre, thöricht zu sein! Ach meine Weisheit, meine grosse, meine allzugrosse Weisheit!

Wir lieben uns immer noch. Es gab keinen Streit, keine Scene, kein böses Wort, wir sehen uns täglich, es ist alles wie sonst. Also müssen wir uns doch lieben. Wie sollten wir uns denn auch nicht lieben? Warum denn nicht? Warum denn plötzlich nicht mehr? Ohne Grund! Ohne jeden Grund! Es fehlt doch jeder Grund. Wir waren glücklich — wer wird geflissentlich das Glück verscherzen? Also! Und ich weiss es ja, fühle es, dass sie mich noch immer liebt, unverwandelt. Und ich selber doch auch — ja, das weiss ich wenigstens bestimmt von mir, dass ich keine andere liebe, noch keine andere lieben kann. Also! Und dennoch! Dennoch! Habe ich nicht recht, es lächerlich zu nennen? Natürlich, wer gar so weise ist!

Gut — ich kann Dir ja erzählen, wie es geschah. Es mag etwa drei Wochen sein. An einem Donnerstag war es. Ich weiss nicht, wie es sich macht, aber mir ist der Donnerstag immer fatal: an einem Donnerstag bin ich geboren, an einem Donnerstag liebte ich das erste Mal. An einem Donnerstag war es, den drittletzten Donnerstag von heute. Der Wind blies wärmer, als es an der Zeit ist, und man meinte schon den Frühling zu vernehmen. Du weisst, wie ich an solchen Tagen bin. Es jagt und drängt und treibt mich irre. Ich will nicht rasten. Die Nerven springen. Ich laufe mit tausend Wünschen und zweifle zwischen Glück und Elend. Du weisst, wie ich dann zaudere und haste. So war ich diesen Donnerstag. Erst als es dunkelte, gegen fünf, liess es mich. Ich konnte ruhen. Ich konnte endlich an meine Arbeit, an meine Bücher, lesen, schreiben, sinnen. Sie kommt immer erst gegen neun, oder noch später. So hatte ich über zwei Stunden — ungefähr zwei

Stunden, ja! Mehr durfte ich nicht rechnen: denn dann, wie es einmal auf acht geht, denke ich nur noch an sie, lausche auf jeden Wagen, meine, dass es läutet, weiss nicht was ich lese, kann nicht sitzen, renne herum, horche, warte, stelle mir alles vor, jeden Blick und die süsse Stimme, und geniesse es schon. Es ist so schön, schöner noch als selbst — aber ich will nicht wägen und messen. Und da war es. Da ist es geschehen.

Ich sage Dir, Du sollst nicht lachen. Es kommt ja nicht auf die Dinge an, sondern wie man es fühlt, und — aber höre erst! Ich sass bei meinen Sachen, las und schrieb, eine Stunde, zwei Stunden, hörte nichts, vergass, bis es plötzlich läutet. Ich fahre auf, schaue, staune — das kann doch nicht — ? Nein, das ist nicht möglich. Das war noch nie. Aber sie ist es doch. Sie ist da — zwischen meine Arbeit, ohne dass ich sie bange erwartet, nach ihr gelechzt und die Minuten gerechnet hätte.

Ich sage Dir, Du sollst nicht lachen. Es kommt erst. Warte nur. Du wirst

es schon hören. An der Sache freilich — was war denn schliesslich an der Sache? Die Sache konnte ich mir erklären: ich hatte halt im Lesen vergessen, — mein Gott! Ja — wenn nicht das Gefühl gewesen wäre! Aber da war doch das Gefühl — plötzlich, unaufhaltsam, herrisch! Gleich, während ich sie grüsste, in den ersten Worten — ich fühlte es gleich: sie ist gekommen und du konntest lesen, schreiben, vergessen, ohne jene bangen Schauer der Erwartung — also ist es deutlich, dass Du sie jetzt nicht mehr liebst! Also ist es aus! Also ist es aus! Und dieses kalte, höhnische und starre Also blieb. Es bleibt, wie ich mich auch wehren mag, und ruft und will nicht schweigen. Ich werde es nicht los. Es ist ja alles wie sonst. Wir sind wie sonst. Ich fühle auch wie sonst. Nichts ist anders. Nur dass im Dunkel des Gemüthes immer diese Mahnung lauert: Du weisst es ja doch, dass Du sie nicht mehr liebst — erinnere Dich nur — Du hast es ja doch deutlich

erfahren — es ist aus — Du fühlst es ja doch, dass es aus ist! Ah, ah, ich sage Dir: Diese Angst, diese entsetzliche, unersättliche Angst, diese nutzlose Angst! Das schleichende Sterben! Und ich wache an der Leiche meines Glückes, unter den schweren Kerzen, die tropfen. Ah, ah, ich sage Dir . . .!

Kennst du Stendhal? Es ist doch das einzige Buch von der Liebe. Ich lese es jetzt immer, immer. Die andern schwätzen müssig. Aber das ist das Gesetz der Liebe, weil sie hier nicht wie eine natürliche Sache des Verstandes, sondern als Räthsel, als heiliges Wunder, als das Mysterium genommen wird. Ich lese es immer. Da ist das erhabene Gleichniss von der „cristallisation". Er erzählt, wie in den Minen von Salzburg und Hallein die Knappen einen kahlen Ast in das Salz zu legen pflegen, das ihn dann über und über mit glitzernden Prismen wie mit köstlichen Brillanten schmückt; es gibt keine leere Stelle mehr; alles flirrt und flimmert. So wird die Ge-

liebte von Krystallen, die die Liebe setzt wie mit Blüthen und Juwelen zauberisch verhüllt; man sieht die Gestalt nicht mehr; man sieht nur diese Perlen, Tugenden und Reize, die die Liebe giebt. Aber wehe, wenn das Märchen verlischt! Wehe, wenn die feinen Prismen rinnen! Wehe, wer sie halten möchte und zuletzt doch nur den kahlen Ast in der nassen Hand hat! Du wirst es nicht verstehen! Der Himmel gebe, dass du es nicht verstehst! Der Himmel gebe dir eine Frau, die dich verräth, solange es noch Zeit ist! Ah, wenn sie mich verrathen hätte, solange noch die Perlen glänzten! Aber sehen, wie sie fliessen, rinnen, schwinden, bis du nur den kahlen Stab noch in der nassen Hand hast — siehst du, man darf nicht gescheidter sein wollen, als das Leben! Es lässt sich nicht betrügen!

Die ganze holde Weberei der Phantasie fällt ab. Ich sehe den Stab, den kahlen Stab. Ich sehe, dass die Perlen von mir sind, aus dem Salze meiner Liebe. Ich sehe und schäme

mich, dass ich blind war. Ich möchte sie hassen und möchte die Liebe hassen, weil es nur Schwindel und Betrug der Sinne ist. Und die Perlen rinnen unaufhaltsam.

Weil ich so gescheidt war! Weil ich den Dünkel hatte und mich vermass ein Virtuose zu sein, der wissentlich die Liebe halten könnte! Ich habe sie ja auch gehalten — ihre Liebe! Sie liebt mich immer noch, unverwandelt. Ah, hätte sie mich verrathen, während dis Perlen glänzten! Wäre sie von mir gegangen, bevor die Liebe von mir ging. Aber wir glauben gescheidt zu sein und verderben uns thöricht.

Ich kann es nicht erzählen: denn es ist nichts geschehen; sie hat sich nicht verändert. Sie ist, wie sie war; nur meine Perlen sind weg. Aber ich liebte doch nur meine Perlen! Wäre sie lieber fort! Dann hätte ich noch meine Perlen.



Freundschaft.

Es ging ihr, wie den Andern. Sie verliebte sich in den schönen Rudi gleich. Er war unwiderstehlich und, was noch mehr ist, er hiess unwiderstehlich. Er hatte den Ruf des grossen Glückes. Die Frauen wussten seine Abenteuer, glaubten an seinen Zauber; es half nichts, sich zu wehren. Sie wussten, dass er gefiel. Sie wollten nur erfahren, warum er gefiel. Auch hatte jede den geheimen Wahn, ihn zu binden, aus seiner wüsten, liederlichen Welt zu ziehen und dem ausser-

ordentlichen Manne, dem Keine genügte, die ausserordentliche Frau zu werden, die er brauchte.

Sie verliebte sich. Es hatte auch einen neuen Reiz. Die anderen Männer warben, schmeichelten, hofirten. Er liess die Frauen schmachten, schwärmen, girren und sah nur immer mit seinen wählenden, unverschämten, satten Blicken, wie durch ein Serail. Er bat nicht, er gewährte. Er wollte keine Gunst; er schenkte Gnaden. Man musste ihn erobern. Das gefiel dem thätigen, männlichen Sinne der verwöhnten Frau.

Sie lernte Gefühle, die sie sonst nicht kannte: die scheue Hoffnung, bange Zweifel, den jähen Tausch von Lust und Gram der Seele, die in Aengsten schwelgt und jauchzend fürchtet, den Schmerz des Stolzes und das Glück der Demuth. Aber es duldete sie endlich nicht mehr. Sie wollte Gewissheit. So oder so. Leben oder Tod. Nur nicht dies entsetzliche Hangen und Schmachten.

Sie schrieb ihm. Er antwortete nicht. Sie schrieb wieder. Er schwieg. Sie lechzte nach einem halben Blicke, einem guten Worte, die sie deuten dürfte. Er blieb müde, spöttisch, stumm. Da konnte sie sich nicht mehr halten. Sie fiel vor ihm nieder und bettelte um Liebe. Dann weinte sie.

Er hob sie auf und verbat sich die Thränen; sie machten ihn nervös. Er nahm eine Cigarette und ging auf und ab, während sie schüchtern sass und sich schämte. Endlich sagte er mit stillem Aerger, verhaltenem Zorn, in seiner langsamen, breiten, pedantischen Weise: „Ihr seid doch schreckliche Geschöpfe! Eine, wie die andere! Alle gleich! Muss denn immer geliebt sein? Köchin oder Prinzessin — in diesem Punkte gleichen sich alle. Merkt ihr denn gar nicht, wie gemein, wie verächtlich euch das macht? Da heisst es dann: ehret die Frauen! Ja! Wie denn? Sie wollen ja gar nicht! Schade — wir hätten gute Freunde werden können. Aber das ist immer so. Immer

muss diese dumme Liebe alles verderben. Man taumelt eine Woche, quält sich zwei und schliesslich bleibt Ekel und Verdruss, wo heitere Neigung die schönste Freude werden konnte.“

Er trommelte an die Scheiben, sah hinaus, pfiff. Dann kam er und streichelte ihre Stirne. „Schau, sei doch ein bissel gescheit! Du musst es recht verstehen. Ich habe Dich zu gern, um Dich zu lieben. Du wärst dann für mich wie die anderen, eine von den vielen. Warum wollen wir nicht lieber gute Freunde bleiben, in gelassener und reiner Neigung herzlich und treu verbunden? Das brauche ich. Das suche ich. So könntest Du mir wirklich etwas sein, in meinem Leben gelten, Freude bringen. Freundschaft allein hat Werth, während die Liebe vergeht. Schau, sei vernünftig!“

Sie sass in Reue, Scham und Leid. Sie versprach alles. Erst draussen athmete sie auf. Er schien ihr plötzlich ohne Reiz, entzaubert, gemein. Sie wusste nicht, wie er gefallen konnte.

Aber sie hatte der unerklärlichen Versuchung getrotzt. Das tröstete sie. Sie war stolz auf sich. Und sie dankte ihm heimlich, dass er sie verstanden hatte.

Der Hof von Gecken und Verliebten, die um sie schwärmten, hatte jetzt böse Tage. Sie wurde launisch. Sie rächte sich und quälte sie. Sie verachtete jetzt die Männer. Rudi sah sie wenig. Sie vermieden es, allein zu sein. Er war sicher, dass sie ihn liebte. Sie wollte zeigen, dass sie ihn vergass. Geheime Fäden blieben.

Da lernte sie einen jungen Menschen kennen. Er war der Sohn einer Freundin, blond, schmächtig, eben aus dem Konvikte zurück, fast noch Knabe, mit dem warmem Glanze, dem linkischen Stolze, der schüchternen Verwegenheit der ersten Jugend. Wie er kam, vor sie trat und ihre breite, reiche, heitere Schönheit sah, da taumelte er wie von einem harten Schlage, schwankte, schien zu gleiten; stotterte. Er vergass, dass er reden sollte, aber die starren Blicke

sagten mehr. Sie las Verzückung und Ekstase und dass sie diesem Neuling Leben, Welt, das Weib werden konnte. Es reizte sie, seine Fee nnd Königin zu sein.

Sie glauble nicht, ihn zu lieben. Nein, sie glaubte, ihn nicht zu lieben. Erst gar nicht. Erst war es Staunen, fast ein bischen Spott vor diesem ungestümen Schwall von Bewunderung. Aber es schmeichelte; es war doch mehr als jene übliche, gelernte, bequeme Galanterie der Anderen. Und dann erbarmte er sie; auch wuchs die Neigung durch das seltsame Betragen des Rudi, der jetzt plötzlich anders und verwechselt war.

Rudi kam jetzt täglich. Sie staunte, wie er es trieb. Sie erkannte ihn nicht wieder und schämte sich für ihn. Die königliche Ruhe, der müde Hohn, diese gelassene Erhabenheit über Menschen und Dinge wichen. Er wurde ein zappeliger Mensch. Er wurde — sie zauderte lange vor dem unwahrscheinlichen Worte, aber es gab schliesslich

sonst keine Deutung und er verhehlte es gar nicht: er wurde eifersüchtig.

Alle Zeichen stimmten. Er hatte das ganze Wesen der Eifersucht. Wie er ihn bei ihr vermuthete, kam er, blieb, bis der Jüngling ging, und suchte ihn mit spitzen Reden, launischen Kränkungen, gereizten Fragen zu vertreiben. Auch mühte er sich jetzt um sie, warb erfinderisch und wollte glänzen. Kein Zweifel: er war eifersüchtig. Also liebte er sie. Das kitzelte ihren Dünkel. So geschah doch endlich ihr Wille! So musste er, wie lange er sich auch sträuben mochte, ihr doch endlich gehorchen! So siegte sie endlich doch! Jetzt konnte sie sich rächen. Und sie lachte wie närrisch. Der vermeintliche Held und wie albern damals ihre Liebe war! Das Alles, diese Freude, diesen Stolz, diese Freiheit schuldete sie dem holden Jüngling.

Um sich zu rächen, Rudi zu kränken, zu ängstigen, zu quälen, jene Schande zu vergelten, ermuthigte sie den Knaben.

Sie that verliebt, bis sie es wurde. Bald brauchte sie nicht mehr zu heucheln.

Da gab es eine heftige Szene mit Rudi. Er konnte sich nicht mehr halten. Er tobte, fiel vor ihr nieder und bettelte um Liebe. Er wollte ihr Knecht, Sklave, Hund sein. Sie sollte ihn peinigen, schlagen, tödten. Aber er verschmachtete ohne sie.

Sie lag, hörte gelassen, schwieg, lächelte kaum, zupfte eine Rose. Er jammerte und flehte. Da sagte sie ärgerlich: „Schau, sei doch vernünftig! Ich kann Dir ja nicht helfen. Ich habe Dich gewiss sehr gern, aber lieben — nein! Ich liebe eben den Andern. Da kann man nichts thun. Das lässt sich nicht zwingen. Und Dich würde ich auch sonst nicht lieben. Du bist halt nicht mein Fall. Du hast das doch damals selber erkannt und mich vor einer hässlichen Verirrung gehütet. Und muss denn immer geliebt sein? Warum wollen wir nicht lieber gute Freunde bleiben, herzlich und treu verbunden? Meine Liebe habe ich

leider schon vergeben, aber die Stelle des Freundes ist frei. Und das ist doch viel schöner. Nur die Freundschaft hat Werth, weil sie dauert, während die Liebe vergeht. Schau, sei vernünftig!“

Von diesem Tage sah sie ihn nicht mehr.



Der ideale Zug.

Servus Paul! Wirklich? Da hört doch alles auf! Lebst denn Du noch? Es ist ja eine Ewigkeit her! Wo hast Du denn nur immer gesteckt?"

So frage ich tausend Dinge und Paul erwidert und wir schütteln und drücken uns und die ganze Passage wird gestört. Da nimmt er mich und zieht mich fort. „Komm', da ist es ungemüthlich. Hast ein bissel Zeit? Gehn wir in ein Café. Aber wo keine Leute sind. Nur keine Bekannten!"

Ich kenne diesen müden, ärgerlich

traurigen Ton an ihm nicht. Ich betrachte ihn heimlich, während wir langsam gehen. Er ist jetzt ganz anders. Ich schwanke zwischen Freude und Verdruss. Sehr elegant, Astrachan, rasirt, die flatternden Locken sind auch weg! man würde ihn jetzt für einen Bankier nehmen. Nichts mehr von der schiefen, losen, unbekümmerten Boheme, die sonst in seiner Tracht, in den lauten, hastigen und weiten Gesten war. Korrekt, gediegen, bürgerlich; die ganze Haltung schmeckt nach Rente. Aber, aber! Die Anmuth des lieben Buben ist weg, dieser Blitz und Schimmer von Lust und Muth und Jugend. Er fragt nicht mehr: was kostet die Welt? Es ist keine Gefahr, dass er auf die Dächer klettern und die Sonne aus den Wolken holen könnte. Das war halt damals so hübsch. Vielleicht muss ich mich eben nur erst gewöhnen. Es ist, als ob man den Euphorion nach einiger Zeit als Notar auf dem Lande fände.

Wenn ich denke! Wie lange kann

das jetzt sein? Sechs, sieben Jahre — höchstens! Da sahen wir uns täglich. Er kam gerade von der Akademie, wüthend auf den Drill der Schulen, nach verwegener Neuerung lüstern, von jähen, ungestümen Plänen, wilden und mächtigen Gedanken voll. Er fühlte sich als Heiland und Erlöser. Er würde den Leuten erst zeigen, was Farbe ist! Da möchten ihnen die verruchten, alten, schwarzen Schinken schon vergehen! Weg mit der Lüge der dunklen Schablone! Es lebe das Licht, es lebe die Luft, es lebe der Tag! So passte er in unsere Gruppe. Wir waren lauter solche Herren. Wir waren Revolutionäre: gegen den Staat, gegen das Eigenthum, gegen die Klassiker, gegen die Romantik, gegen Alles. Was gestürzt wurde, fragten wir wenig. Aber gestürzt musste werden. Da wurde Nachts in grossen, heftigen und dröhnenden Gesprächen die Welt verkehrt, die Kunst gewendet und eine herrlich neue Zeit geträumt, bis grau und gelb, der fahle Morgen winkte.

Zur Erholung, da doch schliesslich der Mensch nicht immer schaffen kann, trieben wir wüste Possen dann, lärmten in den leeren Strassen, störten die Schläfer — Paul immer voran, unerschöpflich an Laune, den Kalabreser schief, die bunte Masche im Winde, mit den rapiden, fuchtelnden Geberden, unaufhaltsam. Ah, wenn ich denke! Das kommt nicht wieder.

Dann verloren wir uns nach und nach. Wie das schon so geht. Der heirathete, Andere stritten und der tolle Geist der Jugend wich. Paul verschwand. Man sah ihn nicht mehr. Es hiess von einer Liebe mit einer weniger durch ihren Gesang bekannten Sängerin. Allerhand Geschichten von Leidenschaft, Sturm und Flucht — ein ganzer Roman wurde erzählt. Biarritz, Sevilla, Tunis — aber niemand wusste es genau, bis er plötzlich zur Ausstellung andalusische Skizzen schickte, die mit einem Schlage seinen Namen machten: Toreadoren, Gitanen, Cigareren, leicht, hastig, kaum ein paar Wischer,

aber mit einem trunkenen Taumel unwiderstehlicher, gischender Farben; die Kritiker nannten Fortuny und nannten Makart. Er wurde plötzlich Mode. Man zahlte närrische Preise, die Akademie wählte ihn zum Professor und ich las Märchen und Wunder von dem Atelier, das er sich in Währing baute. Aber man konnte ihn nirgends treffen, in keinem Theater, keinem Konzerte, keinem Salon. Gerüchte liefen, er sei schlimm verändert, blasirt und müde, und meide verächtlich, grüblerisch und scheu die Menschen, Sonderling und Eremit. Ich konnte es mir gar nicht denken. Was war da geschehen? Hole der Teufel die Weiber!

Nun sitzen wir in dem kleinen Café und wollen plauschen. Aber die Reden hinken. Er ist mürrisch, unwirsch, fahrig, schreit gleich den Kellner an, wechselt den Stuhl; hier ist es heiss, dort zieht es. Er fragt mich dies und das, um die Freunde von damals und was ich immer treibe und wo ich wohne, ohne zu warten, was ich antworten

werde. Ich merke, es ist ihm eigentlich gleich. Er rückt hin und her, reckt die Arme, schnalzt mit den Händen, wühlt, zupft, kratzt in den Haaren, zündelt mit den Schwedischen. Ich weiss auch nicht recht, was ich sagen soll. Ich möchte gerne wissen — aber ich werde mich hüten. Wenn er will, fängt er schon von selber an. Sonst nützt es doch nichts. Ich spreche halt von der Kunst. Das wird ihn wärmen. Aber er bleibt stumm, verdriesslich. Kunst? Auch Schwindel — Geschäft ist alles — Geld verdienen! Da kann ich mir doch nicht helfen und sage: „Na, mein Kind, Du bist auch schön verkommen!"

Er lacht. „Glaubst? Jeder eben, wie er kann. Ich habe mich nicht gemacht."

„Wenn das damals einer gesagt hätte, der wär von Dir erschlagen worden."

„Damals! Damals war ich halt ein Trottel. Aber jetzt — ich bitt' Dich: jetzt bin ich doch Professor!"

„Man merkt's.“

„Wem's nicht passt, der mag sich einen andern suchen. Ich richte mein Leben ein, wie es mir gefällt. Verstanden?“

Er schreit und schlägt auf die Platte.

„Es freut mich, dass Du wenigstens noch toben kannst. Das ist fesch.“

Jetzt weisst — wenn Du mich hänseln willst —“ und er wirft die Cigarre hin, dass die Asche stiebt, stampft wie ein ungeberdiger Bube und ich könnte fürchten, dass er beisst. Da wechselt er plötzlich die Stimme ins Flehende, Schmeichelnde, Caressante. „Schau, quäl' mich nicht — das ist grausslich! Glaubst denn, mir ist das leicht geworden? Wenn Du eine Ahnung hättest, was ich — was ich leide! Aber — ah!“

Ich merke: jetzt ist der Moment; jetzt wird er sprechen. Ich darf es nur nicht stören. Ich rühre mich nicht und drehe den Löffel in meiner Schale.

Er zögert und stockt. Die Worte schleichen. „Es giebt eben mehr Dinge

zwischen Himmel und Erde, Horatio! Schlimme Dinge, schauerliche Dinge. Ja, spitz nur lüstern die Ohren! Aber Du wirst Dich verrechnen. Es ist eine ganz banale, niederträchtig gewöhnliche Geschichte, simpel und gemein, ohne Reiz — die ewige Geschichte von dem Manne, der betrogen, verraten, verlassen wird. Oh, ich wundere mich nicht. Ich kränke mich nicht. So dumm bin ich nicht. Ich kenne doch die Frauen. Ich habe es nicht anders erwartet. Nur — mir fehlt die Logik der Geschichte.

Das ist es, was mich quält. Ich wusste, dass sie mich betrügen würde. Aber sie hat mich unvernünftig, gegen ihren Nutzen betrogen. Das kann ich nicht verstehen. Na — jetzt muss ich Dir schon das Ganze erzählen. Du kennst die Olga?“

„Flüchtig. Wie man diese Damen schliesslich ja alle kennt.“

„Also kurz und gut — ich sollte sie malen, für ihren Baron. Sie kommt zu mir und wir verlieben uns. So fing

es an. Verlieben uns unsäglich, närrisch, namenlos — das kann man nicht schildern. Wir wussten nichts mehr von der Welt. Wir waren blöde, blind und taub. Wir — nein, es lässt sich nicht sagen. Man findet es auch bei keinem Dichter — die reden schön herum, aber dieses, weisst, dieses.... dass man krank wird, wenn sie aus dem Zimmer geht. dass man ohne sie keine Luft, keinen Athem hat, dass man zu ersticken glaubt, wenn sie fehlt, dass man Tage, Wochen, Jahre, ewig vor ihr knien, in das süsse Märchen dieser frommen Augen schauen, ihre Finger küssen möchte, dass die ganze Erde neben ihr erlischt, dass man nicht mehr hungert, nicht mehr durstet, nicht mehr friert, nur noch liebt, nur noch liebt, nur noch liebt — nein, das lässt sich nicht schildern. Es ist Fieber, Rausch, Wahn. Wir konnten uns nicht mehr trennen. Sie lief von der Oper weg, brach den Vertrag, weil sie es nicht ertrug, die drei Stunden Abends ohne mich zu sein. Sie

verliess den Baron. Wir gingen nicht mehr aus, weil wir uns auf der Strasse nicht küssen konnten. Ah, Kind, Kind, der Mensch kann sehr glücklich sein!"

„Wenn nur dann der Kater nicht wäre!"

„Nun hatte ich aber keinen Knopf. Niemand wollte kaufen, Niemand pumpen. Da nahm sie ihren Schmuck, ihre Möbel, die paar Sachen, die sie hatte, verkaufte alles und wir wanderten lustig durch die Gascogne zu den Andalusen. Wenn ich mich erinnere: im Alcazar, vor dieser Pracht der Farben, sieben Stunden täglich an der Staffelei, sie neben mir, zwitschernd, neckend, mahnend, rathend, helfend — ich denke jetzt oft: es kann ja gar nicht wahr gewesen sein; ich habe es offenbar nur geträumt. Es ging uns kümmerlich. Das Geld wurde knapp. Ich musste unseren Wirth malen und für Engländer Murillo kopiren. Aber wir lachten nur. Es machte uns Spass und die kleine Frau hielt tapfer aus, bis dann die grosse Wendung kam,

mein ungeheueres Glück, wie die Collegen sagen —"

„Der Ruhm —"

„Ja. Ueber Nacht. Plötzlich. Phantastisch. Hier und in Paris und überall. Der Ruhm und das Geld! Ich jauchzte. Nun konnte ich es ihr endlich vergelten. Wie eine Prinzessin wollte ich sie halten, in einem üppigen Märchen von Pracht und Lust und Fülle. Ich war ein rechter Esel."

„Wer ist es nicht, wenn er liebt?"

„Denn siehst Du: jetzt kommt das Räthsel, das mich quält, die Frage, die mich verfolgt, der logische Fehler, den ich nicht lösen kann. Wir gingen nach Paris. Ich kaufte ein kleines Hotel im Park Monceau. Ich kaufte Wagen, Pferde, allen Luxus. Aber sie war plötzlich anders. Ich fühlte, wie ihre Seele von mir glitt. Sie wurde zänkisch, hatte Launen, küsste müde, langweilte sich daheim, log. Dann erwischte ich sie mit einem Kutscher. Freunde, die mich trösten wollten, erzählten, dass sie einen alten Komiker

vom Divan Japonais soutenirte. Ich habe den Menschen gesehen: ein hageres, fahles, schlaffes Scheusal. Für ihn verliess sie mich. Er prügelte sie. Als das Geld vergeudet war, warf er sie auf die Strasse. Siehst — das ist es, was mich peinigt. Das kann ich nicht fassen. Ich verstehe, dass eine Frau gemein ist. Das hab' ich nicht anders erwartet. Aber dumm, so dumm, so unglaublich dumm — das kann ich nicht verstehen. Und ich sitze und sinne und brüte, wie es denn geschehen konnte. Was war denn nur eigentlich? Was wollte sie denn? Warum? Warum denn? Ich kann es nicht fassen. So tapfer in der Noth, so treu, taub gegen jede Verlockung — und dann mit diesem Strolche! Du hättest ihn nur sehen müssen."

„Ich staune nur, dass Dich das wundert. Sie hat Dich geliebt, als Du arm warst. Als Du reich wurdest, hat sie Dich betrogen. Das ist der ideale Zug der Frauen. Sie wollen sich verschenken. Sie betrügen immer

einen anständigen Menschen mit irgend einem voyou. So lange Du der voyou warst, natürlich: Aber dann musste sie sich einen anderen suchen. Sie wollen Feen bei Hirten sein, nicht Mägde von Königen. Das kitzelt ihren romantischen Sinn. Es ist eigentlich sehr edel. Es heisst immer, sie sind gemein, aber wir deuten es falsch. Sie sind gemein aus Lust am Gemeinen. Sie rechnen nicht. Sie fragen nicht, ob es nützt. Sie sind auch gemein, wenn es schadet. Und das sollte uns versöhnen. Es giebt ihnen eine gewisse Grösse, fast eine Tugend — wie ich sagte: einen idealen Zug.“

„Das ist doch wohl wieder nur so eine Deiner Hypothesen —“

„Na schau, mehr kannst Du doch auch im Café nicht verlangen. Und Du brauchst sie ja nicht zu glauben.“



Das ist die Liebe.

Briefe an eine Tante.

I.

Dir zu bekennen, dass ich liebe. Ich liebe. Ich liebe endlich. Ich liebe das erste Mal. Begreife, was das heisst. Sonst war es Rausch der Sinne, Spiel der Nerven, Laune des müssigen Gemüthes. Jetzt erst kenne ich die Liebe. Ich weiss: das glaubt Jeder, jedes Mal. Aber ich sage es nicht, wie man es sonst sagt. Ich fühle, dass es endlich wahr ist. Ich kann es Dir nicht beweisen, weil mir die Worte fehlen. Die Sprache ist

verbraucht. Man müsste eine neue erfinden. Und dann würdest Du es erst noch nicht verstehen. Wer's nicht selber erlebt — begreiflich machen lässt es sich nicht.

Ich hätte es lieber verschwiegen. Man soll es einsam hüten. Nur weil Du böse bist und Deine Briefe zornig schelten, dass ich Familie und Freunde und alle Pflichten gegen das Leben vergesse: — schau, das ist ja nicht wahr. Ich habe Euch sehr gern, Dich und den Onkel und die zierlichen Cousinen. Ich denke oft, wie lustig wir waren. Aber ich kann jetzt nicht. Quäle mich nicht. Ich kann nicht kommen. Es geht nicht. Ich habe keine Zeit. Ich habe keine freie Minute. Abends bin ich natürlich immer bei ihr — und sonst: Einiges nimmt der Beruf und meistens schreibe ich an sie. Gleich ist der Tag weg.

Ich bitte Dich: sei doch gerecht. Denke Dich in meine Lage. Ich stehe um Sieben auf. Da muss ich ihr doch guten Morgen sagen. Ich schreibe

geschwind und schicke den Diener. Dann kommt die Post. Da ist immer ein Brief von ihr. Es wäre unhöflich, nicht zu antworten. Ich schicke noch einen Boten. Während sie fort sind, der Diener und der Bote, bringt ihr Mädchen die Antwort auf meinen Brief von gestern Nachts, den sie mit der ersten Post bekommen. Ich muss doch den Empfang bestätigen. Dann kommt der Diener mit ein paar Zeilen zurück. Ich muss doch den Empfang bestätigen. Dann kommt der Bote zurück. Ich bestätige den Empfang. Mittags telegraphirt sie — in der ersten Zeit geschah das nur, wenn sie sich gerade noch heftiger nach mir sehnte; aber seit sie meine Freude merkte, geschieht es täglich. Nun muss ich in mein Bureau. Meistens wartet da bereits auf meinem Tische das rosige und schmale Briefchen mit der süssen, steilen Schrift. Dann ist es gut. Ich schreibe geschwind und gehe lustig an's Geschäft. Aber zuweilen ist es entsetzlich. Ich komme und finde

keinen Brief. Da habe ich eine unsägliche Angst, sie zu verlieren, eine unbändige Wuth auf die Tücke der Frauen. Ich tobe. Es ist klar, dass sie mich betrogen und verrathen hat. Gut! Ich bin nicht der Mann, zu wimmern und zu flehen. Ich bettle nicht um Liebe. Wenn sie ohne mich leben kann — bitte! Ausgezeichnet! Dann war ja Alles Wahn und Gaukelei und Lüge. Ausgezeichnet, wenn ich sie endlich erkenne, wie sie ist. Ich werde mich zu trösten wissen. Eine andere Mutter hat auch noch ein Kind. Ein Dutzend an jedem Finger. Da ist mir wirklich nicht bang. Ich bin kein Brackenburg, zu seufzen und zu schmachten. O nein! Unglückliche Liebe war nie mein Fall. Wenn Eine nicht mag, ist es eben die Andere. Es giebt Mädchen genug. So wüthe ich mit heftigen Reden, acht Seiten lang, grosses Format, und schicke es durch den Diener. Kaum ist er fort, kommt ein Bote mit ihrem üblichen Briefe, der sich nur ein bischen verspätete. Ich bin auch zu dumm. Ich

konnte es mir denken. An ihr ist kein Falsch. Ich hätte wenigstens eine halbe Stunde warten können. Nun muss ich wieder an sie schreiben und bitte um Verzeihung. Während der zweite Diener zu ihr rennt, kommt ihre Antwort auf den Ersten: sie rast natürlich — ich bin undankbar — ich verdiene sie gar nicht — ich habe sie nie geliebt — es ist aus — sie will Briefe und Bilder zurück, heute noch, sofort — eher erblinden, als dass sie im Leben noch ein Wort mit mir spräche. Sie hat ja eigentlich recht. Es ist meine Schuld. Ich war ein Esel. Aber mein Gott — wer kann für seine Nerven? Gerade weil ich sie so närrisch liebe. Sie sollte doch verstehen, dass es nur aus toller Liebe ist. Dass die Frauen das nicht merken! Ich muss ihr wieder schreiben. Und so unaufhörlich hin und her — die Dienstmänner segnen unsere Liebe. Aber nun sage mir: begreifst du noch nicht, dass ich keine Zeit hab'? Stell' Dir das nur vor! Es

ist ja ein wahres Wunder, was ich leiste.

Du darfst nicht etwa meinen, dass sie mich tyrannisirt. Es wäre falsch. Das gelingt bei mir nicht. Ich bin der Herr. Was ich will, geschieht. Sie muss folgen. Das war bei mir immer so und wird immer so bleiben. Scenen dulde ich nicht. Ich habe sie schon erzogen. Sie gehorcht. Wenn ich die ganze Woche nicht käme — sie würde nicht mucksen. Aber es würde sie kränken. Das will ich nicht. Dass sie einstweilen einsam sitzt und seufzt und weint — der Gedanke würde mir den ganzen Abend verderben. Es wäre grausam. Ich mag sie nicht quälen. Das ist der Grund: Erbarmen, nicht Schwäche. Uebrigens will ich Dir gerne meinen guten Willen zeigen. Principiell, wie gesagt, muss ich erklären, dass es für mich Gesellschaften, Besuche und so weiter nicht mehr giebt. Aber zu Eurem kleinen Feste morgen will ich kommen. Sie wird traurig sein, wenn sie es hört und

wird vielleicht ein bischen schmollen. Aber das soll nicht verfangen. Du kennst mich. Was ich will, geschieht. Mein Schädel ist Eisen. So hab ich es immer gehalten und so halte ich es noch.

II.

In grosser Eile nur ein paar Worte — ich habe keine freie Minute, Du musst verzeihen. Pardon, dass ich gestern nicht kam — es war eben nicht möglich. Ich hätte es gar nicht versprechen sollen. Du wirst das gleich selber verstehen, wenn ich erzähle — leider hastig, wirr und durcheinander. Aber ich habe heute keine freie Minute.

Also ich wollte gestern zu Dir, wie es versprochen war. Nur musste ich es ihr natürlich sagen. Das ist nicht

so leicht. Ich wollte sie nicht kränken. Ich wollte sie nicht schrecken. Ich wollte sie schonen. Es gefällt mir besser, durch das Gewicht meiner Gründe, als durch herrische Launen zu siegen. Ich suchte eine milde Form. Ich sammelte von Argumenten, was nur etwa meinen Wunsch vertheidigen konnte: dass man doch schliesslich auch Pflichten gegen die Gesellschaft habe, dass es hässlich und thöricht sei, mit seiner Familie zu brechen, dass man ja nicht weiss, ob man die Leute nicht noch braucht; das ordnete ich mir und rüstete eine kräftige Rede und ging zu ihr.

Es war peinlich. Ich hab sie doch sehr gern und es musste sie schmerzen. Sie würde gleich weinen und klagen. So zog ich mich lange und verwünschte es und redete allerhand herum, bis ich es bei allen Flausen doch schliesslich sagen musste. Ich war auf eine grosse Scene gefasst. Ich hatte meinen festen Plan. Erst wollte ich sie wüthen und heulen, jammern und flehen lassen, dann würde ich, wenn der erste Schreck

und Schmerz erschöpft, ihr alle Gründe des Verstandes nennen. So würde sie doch endlich merken, dass es unabänderlich sei. Du siehst, dass es mir Ernst war. Ich wollte Dir das Opfer bringen.

Aber sie wüthete nicht. Sie schrie nicht von Verrath und Betrug. Sie flehte und weinte nicht. Sie schien es zu billigen und sprach sehr gescheidt: ich dürfte es mir nicht mit allen Leuten verderben; man habe Pflichten gegen die Familie; es wäre thöricht, sie zu versäumen. Denke Dir meinen Zorn.

Ja, ich hatte einen unbändigen Zorn. Was gegen unsere Vermuthung geschieht, verdriesst uns. Und es war schändlich. Ich will nicht kalten Verstand von ihr. Ich will Liebe. — Verstand habe ich selbst. Sie soll mich lieben. Gefühl kennt keine Logik, Leidenschaft hört nicht auf Gründe. Was kümmert sie, was klug, was thöricht ist? Sie soll mich lieben. Aber, wenn sie ohne mich leben kann, einen ganzen langen Abend ohne mich: —

nein, das ist keine Liebe. Wer liebt, muss bei dem blossen Gedanken schon rasen. Ich wollte brechen.

Aber ich hielt an mich. Ich wollte mich fürchterlich rächen. Ich verschluckte meinen Grimm und dachte jetzt erst recht zu Euch zu gehen, diesen Abend, und morgen wieder und die ganze Woche, da sie mir die Pflichten gegen die Familie so warm empfiehlt. Sie soll es sehen. Wenn sie nur erst einsam sitzen würde! Ich dankte ihr, dass sie so über alle Erwartung verständig sei. Und es müsste ihr ja auch erwünscht sein, wieder einmal etwas freie Zeit zu haben — sie könne ein bischen lesen, meine Briefe ordnen und so allerhand nützliche Geschäfte. Da erklärte sie frech: sie würde lieber meinem Beispiele folgen und auch nach ihren Leuten sehen; sie wolle diesen Abend auch zu ihrer Tante.

Den Rest kannst Du Dir denken. Ich bin ja nicht von heute. Ich kenne solche Tanten. Ich raste. Es fehlte

wenig, dass ich sie geschlagen hätte. Und entweder oder. Sie solle wählen: Die Tante oder mich. Wenn sie das Haus verliess, waren wir geschieden. Ich weiss nicht, ob ich ohne sie leben könnte. Aber lieber würde ich sterben. Mir war jetzt schon Alles gleich.

Natürlich hatte ich am Ende meinen Willen. Sie liebt mich ja doch. Sie liess die Tante und blieb. Sie thut ja schliesslich immer, was ich will. Aber konnte ich von ihr fort, da sie mir eben erst ihre Liebe, ihre Treue neuerlich bewiesen? Und im Gedränge von Lust und Leid vergass ich, geschwind ein Wort an Dich zu schreiben.

Hoffentlich bist Du mir nicht böse. Du wirst es begreifen. Ich musste meinen Willen haben. Man ist verloren, wenn man den Frauen nicht seinen Willen zeigt. Ich musste dafür sorgen, dass, als sie sich empören wollte, es mit ihrer Niederlage, mit meinem Siege schloss. So hab ich es immer gehalten, so halte ich es noch.

Der Prinz.

Marino, der schöne Liebling, der gepriesene Tenor, ist sehr verdriesslich. Gerade ihm muss das wieder passiren! Ah, die Weiber, die Weiber — der Teufel hole die Weiber!

Freilich, es gehört zum Metier — er weiss schon. Ein Tenor ohne Glück bei Frauen, ohne Abenteuer — nein, das ist nicht möglich. Man hätte nicht die halbe Gage. Es ist wichtiger als die Stimme. Sonst fehlt die Illusion. Ah, Sakrament, es ist ein hartes Brot! Man braucht einen guten Magen. Aber nur Geduld! Noch fünf, sechs Jahre

— und dann ist Schluss, aber gründlich! Dann hat er genug, ein kleines Gut zu kaufen, da unten in Steiermark oder Kärnthen — jagen, fischen und Kapaunen züchten — und Schluss mit den vornehmen Damen! Noch fünf Jahre — er möchte oft verzweifeln. Er glaubt oft, er hält es nicht mehr aus, keinen Tag, keine Stunde mehr. Er möchte auf und davon. Das elende Gewerbe ekelt ihn. Singen — ja. Er singt ganz gern. Das strengt ihn nicht an. Und die Sache mit dem Schminken, und dass man springen muss wie ein Bajazzo — auch das würde noch gehen, man gewöhnt sich daran. Nur diese ewigen Geschichten mit den Frauen! Dafür passt er halt gar nicht. Er möchte schön ruhig und gemüthlich leben. Es macht ihm kein Vergnügen. Sie sind ihm zuwider. Aber was will er denn thun? Ein Tenor, der nicht geliebt wird — nein, das giebt es nicht. Sein Agent würde ordentlich toben. Da hätte er Bass werden müssen. Tenor ist Liebe schuldig. Es nützt

nichts. Es muss sein. Es gehört zum Metier.

Aber er hat auch Pech. Alle verlieben sich, und immer gleich mit dieser Vehemenz! Eine hat sich vergiftet; die andere läuft dem Manne weg — es ist schon wirklich nicht mehr schön. Und diese ewige Existenz in Schränken, Kasten und Kaminen — es soll Leute geben, die das lieben. Merkwürdiger Geschmack! Sie haben entschieden bessere Nerven. Er verträgt es nicht. Er ängstigt sich schrecklich. Es ist ja auch keine Kleinigkeit. So ein gereizter Gatte — weiss man denn, was da alles in der Wuth geschehen kann? Das fehlte ihm gerade noch! Aber das genirt die Weiber gar nicht Sie sind doch unglaubliche Egoisten. Um nur ihren Launen zu fröhnen, riskiren sie alles. Unsere Ruhe, unsere Sicherheit — ah, was! Das kümmert sie nicht. Sie scheuen keine Gefahr. Er hat es jetzt wieder gesehen. Sie ist schuld, nur sie, sie ganz allein, die Frau von Mendel Moriz.

Er hat es immer gesagt. Er hat immer gewarnt. Was brauchen sie sich in ihrer Wohnung zu treffen? Warum? Wozu? Das ist stets gefährlich. Diener schwätzen, ein Zufall kann verrathen. Und wozu? Es giebt tausend Gelegenheiten. Aber nein! Gerade! Bei sich wollte sie ihn haben, im Hause des Gatten, in ihrem Zimmer — um jeden Preis. Und sie schmeichelte und weinte, bettelte und flehte, gab nicht nach, bis er richtig dumm genug war. Nun hatten sie es! Ah, die Weiber, die Weiber!

Es war sehr peinlich. Sie hatte ihn da in eine saubere Geschichte gebracht. Und wenn er nur wenigstens wüsste, ob Mendel Moriz ahnt, wer es gewesen . . .! Gesehen hat er ihn sicher nicht. Nein, es war zu dunkel. Er konnte ihn gewiss nicht sehen. Aber wenn er die Diener verhörte — und Frauen verrathen sich leicht — und dann die Nadel, die Uhr, die Tasche! Das ist das Pech! Wenn er die Sachen fand! Und er musste

sie ja finden. Sie lagen gleich auf dem Tische. Das kann dann hübsch werden.

Er stellt sich die ganze Scene vor, wie sie war. Wie sie schwärmen und kosen — sie ist ja wirklich sehr lieb. Wenn sie nur ein bischen vorsichtiger wäre, nicht gar so frech. Plötzlich draussen Lärm, Schritte, man klopft, sie schreit, um Gottes willen, mein Mann! Also auf, das Licht aus, zum Fenster, in den Garten und fort! Nein, gesehen kann er ihn nicht haben. Alles finster. Wenn sie nur so gescheit war, noch geschwind die Sachen zu verstecken! Das ist seine Sorge. Wenn er die Sachen gefunden hat — ja, was dann? Sie lagen gleich auf dem Tische. Die Cravatte mit der Nadel, die Uhr, die Tabatiere. Es sind Geschenke des Prinzen Emil, Zeichen der besonderen Huld und Gnade. Er darf sie nicht verlieren. Und dann wüsste auch Mendel Moriz gleich, wer es war. Das ist dann nicht schwer. Aber das wäre entsetzlich. Er fürchtet Mendel Moriz sehr.

Es ist ja auch kein Spass. Man muss nur seine Eifersucht kennen. Was da alles erzählt wird! Es war ihm immer bedenklich. Das ist nicht die gewöhnliche Eifersucht der Liebe. Es ist mehr eine Eifersucht des Besitzes; oder man könnte sagen: der Geiz eines Sammlers. Wie man Dilettanten der Gärtnerei nicht an ihre Rosen rühren darf. Wie Bibliophilen Bücher nicht verleihen. So soll man gar nicht mit ihr sprechen. Das ärgert ihn schon. Ueberhaupt Geiz und Neid — das sind seine Elemente. Er will in allen Dingen immer das Beste. Und er will es für sich allein. Nicht, dass er es hat, sondern dass es kein anderer hat — das reizt ihn. Er kauft da draussen allen Grund, nur damit sonst Niemand bauen kann, nur um die schöne Gegend zu versperren. Er schätzt nur, was er allein hat: das letzte Exemplar eines verlorenen Buches, das einzige Bild eines unbekannten Malers, den ersten Phonographen, den Edison verkaufte. Er geniesst die Dinge erst durch das

Gefühl, dass andere sie nicht geniessen können. Das ist ihr ganzer Werth. So möchte er seine Frau am liebsten in den Keller stecken, dass andere sie gar nicht sehen. Sie soll seine Sache sein. Sie gehört ihm. Er kann sich diesen Luxus erlauben. Er kommt ihm theuer genug. So quält er sie, spionirt und wacht. Er hat immer Verdacht und wüthet. Das kann eine hübsche Geschichte geben! Aber sie wird doch — so klug wird sie doch hoffentlich gewesen sein, die Sachen zu verstecken! Dann ist ja alles gut. Das heisst: ihr wird es nicht viel nützen. Sie kann nicht leugnen. Na, er wird gehörig toben! Aber es geschieht ihr ganz recht. Sie soll es sich nur merken. Vielleicht lernt sie doch ein bisschen Vorsicht.

Wenn sie nur die Sachen noch geschwind versteckt hat, die Geschenke des Prinzen! Das ist die Sorge, die ihn quält. Er findet den ganzen Tag keine Ruhe. Sie hat auch heute noch nicht geschrieben. Echt weiblich! In

der Noth verlassen sie einen dann feige. Es ist schändlich. So grübelt, schwankt und zweifelt er, wartet ängstlich, und jedes Geräusch lässt ihn beben. Es ist ja auch keine Kleinigkeit. Wenn es der Gatte weiss, ist er verloren.

Es klingelt. Er zittert. Wenn es der Gatte wäre! Was soll er thun? Er hat freilich befohlen, ihn zu verleugnen; er ist nicht daheim. Aber was nützt denn das? Der kommt doch wieder. Oder er wird ihn auf der Bühne suchen. Der Skandal ist noch ärger. Und was soll er denn thun? Er darf doch, er darf sich doch nicht schlagen. Wenn sein Impresario das hört! Andere können leicht Helden sein. Aber die Stimme riskieren? Wer weiss denn, wo einen so ein Berserker trifft, in seiner Wut?

Er atmet auf, wie der Diener sie meldet. Sie ist es. Gott sei Dank! Dann hat es noch keine Gefahr. Und nun wird er doch hören.

Sie ist es, kokett, lustig, zierlich, knisternd von Maschen und Schleifen,

das verwischte, lüsterne Gesichtel hübscher als je. Er atmet auf. Und sie bringt die Sachen: die Nadel, die Uhr, die Tasche.

„Bussi haben!“ sagt sie und bietet ihm den Mund.

Er achtet es garnicht. Er weiss nur, dass er endlich seine Sachen wieder hat, die teueren Geschenke mit dem Wappen und Zuge des Prinzen. Er wird nicht müde, die köstliche Nadel, die breite Uhr, die liebe Tasche zu betrachten.

„Ich hatte eine schöne Angst — na, Kind, ich sage Dir! Deinetwegen natürlich! Mir, was kann denn mir geschehen? Aber Gott sei Dank, dass Du sie noch geschwind versteckt hast.“

„Keine Idee! Wie denn? Wo hatte ich denn die Zeit? Ich dachte auch garnicht an sie. Er musste sie finden. Sie lagen gleich auf dem Tische, vor seiner Nase.“

Nun wird er wieder unruhig. „Er hat sie gefunden?“

„Na, nicht! Natürlich.“

„Aber das ist sehr fatal!“

„Dummes Affi! Gerade das hat uns gerettet. Ja! Tröste Dich. Er ist jetzt ganz zahm und frisst aus der Hand.“

Und sie fletscht die winzigen, spitzen Perlen.

Er hat ein unangenehmes Gefühl. Es muss ihu freuen, dass es ihr gelang, den Gatten zu betrügen. Aber er gönnt es ihr nicht. Es ärgert ihn, dass die Männer doch immer die Blamierten sind. Selbst dieser kluge Mendel Moriz. Es ist doch unglaublich.

Und dann hat er auch noch kein rechtes Vertrauen. „Wenn nur nicht etwa —“

„Aber ich bitte Dich! Wenn ich Dir schon sage: die Sache ist erledigt! Wir sind jetzt ganz sicher. Du kannst täglich kommen. Er wird nicht mehr stören.“

„Ja, aber —? Wie hast Du es ihm denn erklärt? Was hast Du ihm denn denn eigentlich gesagt?

„Nichts! Gar nichts, Tschapperl!

Es hat sich ganz von selber so gemacht. Glück muss man halt haben, Bubi! Das ist die Kunst."

Er hat wirklich etwas wie Bewunderung. Da sind die Frauen doch Meister. Wir lernen das nie.

„Geh', erzähl! Ordentlich! Sonst kennt man sich ja nicht aus."

„Mein Gott, da giebts garnicht viel zu erzählen. Das ist sehr einfach. Aber zuerst ein Bussi!"

Er küsst sie.

„Also! Die Situation wirst Du ja noch ungefähr wissen. Er tobt an der Thüre. Du springst in den Garten. Ich öffne. Er stösst mich weg, rennt an das Fenster; aber in der tiefen Nacht ist alles finster. Er macht Licht und findet auf dem Tische Deine Sachen. Er mustert sie genau. Die Nadel, die Uhr, die Tasche. Ich merke gleich, was ihm imponiert. Und er mustert sie wieder und sagt kein Wort. Ja, das Wappen und die Chiffre des Prinzen! Er meint, dass es der Prinz war."

„Und?"

„Und — nichts mehr! Er fühlt sich sehr geehrt. Es schmeichelt ihm — ein Prinz bleibt doch immer ein Prinz."

„Wenn es nur nicht etwa eine List, um uns —

„Aber keine Spur! Ihr Männer solltet Euch doch besser kennen! Da! Schau! Schau die schönen Boutons, die er mir heute geschenkt hat."



Mein Engländer.

I.

Ich möchte jetzt englisch lernen. Von den neuen Dichtern dort erzählt man ganz merkwürdige Sachen. Da muss ich doch selber sehen. Es wird ja nicht so schwer sein. Nur anfangs verdriesst's Einen.

Aber wie das schon mit den guten Plänen geht! Man verbummelt's immer. Jeden Morgen, wenn ich aufstehen soll, fällt es mir ein und gibt einen Vorwand, nachdenklich noch etwas im Bette zu bleiben. Den ganzen Tag vergesse ich

es. Und Abends erinnere ich mich dann, dass wieder nichts geschehen ist.

Neulich treffe ich meinen Freund Breindel. Der kommt mir recht. Der ist ausgezeichnet, wenn man was braucht. Ich habe es oft erprobt seit Jahren. Ich weiss nicht, woher ich ihn eigentlich kenne. Jeder kennt ihn, Keiner weiss, woher. Es gehört so zu den selbstverständlichen Kenntnissen. Man kann es sich gar nicht vorstellen, dass man ihn nicht kennen würde — wie wenn ein Wiener den Graben oder den Ring nicht kennen würde: er erinnert sich auch nicht, woher. Und mein Breindel ist sehr nützlich. Er hat für Alles Rath und Hilfe. Wenn man einen seltenen Teppich oder alte Stiche braucht, er findet unter der Hand eine billige Gelegenheit. Wenn man eine Reise macht, er giebt Einem für jede Stadt die nöthigen Adressen. Wenn man das Herz verwaist und einsam hat, er arrangirt das schon. Man kann sich auf ihn verlassen.

Ich erzähle ihm meine englischen

Begierden. Natürlich hat er Jemanden parat. „Ganz in Ihrem Stil! Wie für Sie geschaffen. Sie werden sich famos unterhalten. Nämlich ein alter Engländer . . .“

Ich verziehe den Mund, Eine junge Engländerin wäre mir lieber.

„Aber Sie wollen doch was lernen!“

„Gerade darum. Die Liebe ist die beste Meisterin. Und wer weiss, was man nicht Alles von einer Engländerin lernen kann!“

Er wird ärgerlich. Er wird gern ein bischen Despot. Er mag nicht, dass man ihm seine Pläne stört. „Hören Sie auf, da gewöhnen Sie sich höchstens ganz gefehlte Ausdrücke an. Wenn Sie dann wirklich einmal nach London kommen und reden so, wirft man Sie überall heraus.“

Da hat er wieder Recht. Und es nützt ja doch nichts, wenn ich widerspreche. Er bildete sich jetzt einmal den alten Engländer ein. Da kann man nichts machen. Meinetwegen. Und vielleicht hat er eine Tochter.

Der Engländer nennt sich Captain Smith. Er heisst eigentlich anders. Seine Familie gehört dem ältesten Adel des Landes. Aber er ist ein bischen verbummelt, mit den Verwandten durch manches Abenteuer entzweit, ein Zigeuner durch Europa. Breindel rühmt seinen Schliff, seine Kenntniss der Künste, seine Erfahrung im Leben. „O ja, er wird Ihnen riesig gefallen," meint er. „Es ist ganz Ihr Fall. Gescheidt, fesch und total verrückt."

„Ist er verheiratet?"

„Nein oder eigentlich — das heisst ambulant!"

„Na also, meinetwegen! Anschauen kostet ja nichts. Schicken Sie mir ihn halt einmal!"

II.

Ich wohne bei einer dicken Frau. Sie könnte jünger sein. Sie ist die Witwe eines pensionirten Majors. Sie schnupft, liebt das Lotto und fürchtet

sich vor Räubern. Die Thür ist immer doppelt gesperrt und verriegelt. Wer nach mir fragt, wird erst lange peinlich verhört, ob es nicht etwa ein heimlicher Mörder ist. Sie möchte, dass nur Damen zu mir kämen. Ich möchte das auch. Sie glaubt, die sind nicht so gefährlich. Ich glaube das nicht. Uebrigens, wenn sie nicht gerade an Mord und Todtschlag denkt, ist sie ganz gemüthlich. Sie sorgt für einem sehr. Sie scheut keine Opfer. Sie liest sogar meine Werke. Sie liest überhaupt schrecklich viel, den ganzen Tag, Französisch, Englisch, Alles durcheinander. Sie ist früher, glaub' ich, einmal Gouvernante gewesen.

Vorige Woche einmal, wie ich nach Hause komme, finde ich sie ganz verzweifelt. Ich rege mich deswegen nicht auf. Ich bin das schon gewöhnt. Wahrscheinlich ist irgendwo in Favoriten wieder ein Tandler erschlagen worden. Dann kann man ein paar Tage mit ihr nicht verkehren. Dann traut sie auch mir nicht mehr. Dann

hält sie auch mich für einen heimlichen Räuber.

Sie bringt mir eine Karte und einen Brief. „Ist denn das wirklich ein Bekannter von Ihnen?"

Ich öffne den Brief. Aber erstens kann man ihn überhaupt nicht lesen, und wenn man endlich mühsam einen Satz entziffert, dann versteht man erst rechts nichts. Ich sehe die Karte. „Captain Smith." Aha, mein Engländer! „Der Herr kommt doch hoffentlich wieder?"

„Um Gottes Willen!" Sie sieht mich an wie einen Irren. Und jetzt wird ihre Angst zur Wuth.

„Nein, Alles was Recht ist — aber das geht zu weit. Eher ziehen Sie aus. Es thut mir sehr leid — Sie sind ein sehr solider und achtbarer Herr, aber bevor ich den Menschen noch einmal in meine Wohnung lasse, da ist's mir lieber, Sie ziehen aus. Alles hat seine Grenzen!"

„Ja, aber was ist denn eigentlich geschehen?"

Es dauerte eine Stunde, bis ich es allmählig erfahre. Erst schreit und jammert und weint sie blos, mit immer neuen Eiden, dass der fürchterliche Mensch ihr nie mehr kommen darf. Nur mühsam kann ich es nach und nach so ungefähr errathen. Später kommt dann die Pepi und erzählt mir die ganze Geschichte. Jetzt verstehe ich alles.

Ich war gerade fort, die Pepi räumt das Zimmer auf, da wird geläutet. Der dicken Frau giebt's natürlich gleich wieder einen Stich, ob es nicht ein Attentat ist, und sie horcht. Die Pepi geht hinaus, schauen, wer es ist. Ein spassiger Herr, der noch nie da war, mit so einem gespitzten Gesicht, aber sonst recht anständig. Sie versteht ihn nicht ordentlich, weil er die Worte ganz verdepscht und vermudelt. Aber endlich bringt sie doch heraus, dass er etwas für mich aufschreiben will, und lässt ihn herein. Er setzt sich an den Tisch, sucht ein Stück Papier und schreibt. Sie nimmt wieder ihren Besen

und kehrt ruhig weiter; in solchen Sachen ist sie gross, das genirt sie gar nicht. Nebenan lauscht die dicke Frau. Sie ist schon ängstlich, was der unheimliche Kerl denn eigentlich so lange treibt. Es scheint ihr verdächtig. Man hört durch die dünne Wand jedes Wort.

Plötzlich ruft er die Pepi. „Komm' Sie, komm' Sie! Sie mussen mich helf'! Sagt sich in Deutsch: geehrte Herr oder geehrtes Herr?“ Und er nimmt ihr den Besen, der ihn stört, stellt ihn weg, zieht sie hin, und sie muss jetzt von Satz zu Satz, von Wort zu Wort entscheiden, aber auch vertheidigen und begründen, wie es heissen soll. Er glaubt es ihr nicht gleich. Er fragt drei,- viermal und beutelt den spitzen Schädel, wenn es ihm nicht passt. Und dann schlägt er immer erst noch was anderes vor, ob es nicht vielleicht auch so geht. Er hat viele Bedenken. Er will durchaus „das Herr“ sagen, weil man ja auch das Mädchen sagt und nicht der Mädchen. Ordnung muss doch sein. Und warum will sie durch-

aus der Herr sagen? Dann soll sie wenigstens einen Grund nennen. Aber so blosse Capricen lässt er sich nicht gefallen. Sie darf nicht glauben, dass er trotzig und eigensinnig ist; wenn sie ihn erst ein bischen besser kennen wird, wird sie das selber zugeben, aber es muss doch Alles ordentlich erklärt werden. Das kann man verlangen. Eine Sprache, die sich nicht erklären lässt, ist „ein dummes Sprach'“. Da wird die Pepi wild und schimpft auf ihn und nimmt wieder den Besen. Er läuft ihr nach und packt sie, stösst mit dem dünnen, langen, harten Zeigefinger in sie und schreit und fleht sie an. Er hat ihr doch nichts gethan. Er hat sich doch blos gewundert. Wenn man sich nicht wundert, lernt man eine Sprache nie. Sie soll sich eher freuen; gerade das ist das beste Zeichen, dass es vorwärts geht. Nur wenn man sich wundert und genau fragt, merkt man sich die Schwierigkeiten. Dadurch darf sie sich nicht abschrecken lassen. Im Gegentheil. Sie wird schon sehen, wie

gut es ist. Sie wird schon sehen, wie rasch er lernt. Und er zieht sie wieder an den Tisch und nimmt wieder die Feder und fragt und zweifelt und streitet weiter, mit tausend Einwänden, von Wort zu Wort. Er ist bald eine Stunde da und hat noch nicht drei Zeilen.

Die Geduld der dicken Frau nebenan ist erschöpft. Sie hält sich nicht länger. Es scheint ihr im höchsten Grade verdächtig. Man geht doch nicht in fremde Wohnungen, um sich mit dem Mädchen in der Sprache zu üben. Es ist am Ende nur ein Vorwand. Er will die Pepi blos vertraulich machen und dann — dann wird er hinterrücks mit dem Dolche über sie fallen. Man kann nicht wissen. Es war Alles schon da. Die Menschen sind heute zu schlecht. Und abgesehen davon — es passt sich doch auch gar nicht.

Und die dicke Frau nimmt ihren ganzen Muth und geht in mein Zimmer. Dem Engländer kommt sie ungelegen, Er erklärt ihr kurz in seinem holprigen

und ungelenken Deutsch, dass er etwas an mich zu schreiben hat. Sie antwortet englisch, das sie geläufig spricht, und möchte ihm zeigen, dass es einfacher ist, sich an sie zu wenden. Aber er lässt sie gar nicht weiter.

„Oh, Sie sprechen englisch?“

„Ein bischen — was man gerade braucht.“

„Oh, das ist schade. Da sind Sie nicht für mich. Ich spreche nicht gern englisch, weil ich schon kann. Ich spreche lieber deutsch. Oh, das ist schwer!“

„Aber jedenfalls ist das Mädchen, das Sie nicht versteht — “

„Oh, das Mädchen ist gut. Schimpf' Sie nicht das Mädchen! Das Mädchen ist sehr gut. Ich bin ganz zufrieden.“ Und er setzt sich wieder, nimmt die Feder und achtet nicht weiter auf die dicke Frau.

Sie versucht es noch einmal. Aber er lässt sie nicht mehr reden. Er winkt ihr ungeduldig ab. Die Sache ist erledigt. Sie soll ihn jetzt nicht

weiter stören. „Sie könn' gehen. Ich brauch' Sie nicht. Sie könn' gehen!"

Sie kocht vor Wuth. So ein ungezogener Mensch ist ihr noch nicht vorgekommen. Aber sie würde ihm ihre Meinung schon sagen, gehörig, dass er sich's merken sollte — wenn nur, wenn man nur sicher wäre, dass es nicht am Ende ein Räuber ist, der vielleicht absichtlich Streit anfangen will! Das ist halt doch eine bedenkliche Geschichte. Solche Leute tragen heimlich Waffen bei sich. Wer kann denn wissen?

III.

Ich habe mir dann den Kaptain Smith angesehen, die nächste Woche. Ich bin zu ihm. In meine Wohnung darf er natürlich nicht mehr. Ich kann es der dicken Frau nicht anthun. Ich habe es ihr versprechen müssen. Ich verspreche ihr Alles, was sie will. Es ist bequemer. Sonst redet sie erst viel. Da gebe ich lieber gleich nach.

Man nennt das seine Freiheit und heirathet desswegen nicht.

Aber ich bin zu ihm, in seine Wohnung, einmal gegen Abend. Er macht mir selber auf. Ich nenne meinen Namen. Er freut sich sehr. Es trifft sich gut, dass ich gerade heute komme, weil heute „Seminar“ ist. Dreimal die Woche hat er „Seminar.“

Er schreitet mir mit grosser Würde voran, wie wenn Jemand in einen geheimen Bund eingeführt wird. Die Pepi hat wirklich recht: Alles ist an ihm gespitzt — das schmale, lange, hagere Kinn, die jähe Nase, die wie ein Pfeil aus dem Fall der Miene schwirrt, und hinten starren aus dem kahlen Schädel die paar grauen Härchen wie Stacheln, borstig und steif. Er sticht auch so die Schritte in den Boden.

Wir kommen durch einen engen Gang, mit Kisten, Flaschen und Gerümpel. Er öffnet die schmalen Thüren und ich staune vor einem lieben und traulichen Bilde: um den Tisch mit

Thee und Wurst und Bäckerei sitzen elf junge Mädchen, gerade nicht besonders nobel, aber Eine hübscher wie die Andere, lachend, plaudernd, scherzend.

Das ist sein „Seminar“. Er stellt mich vor und erklärt es. Wenn er auf der Gasse Eine sieht, die ihm gefällt, eine Näherin, Verkäuferin, Putzmacherin, ladet er sie ein, ob sie nicht englisch lernen möchte. Es ist doch viel gescheidter, als dass sie den Abend müssig versitzt oder so mit irgend einem Fant läuft! Und wer weiss, ob sie es später nicht noch einmal brauchen kann. Sie haben es warm und gemüthlich bei ihm, zu essen giebts auch, er erzählt Geschichten, kosten thut's nichts und Keine kann sich beklagen. Nur geht's natürlich etwas langsam vorwärts — nämlich, so recht angefangen haben sie eigentlich noch nicht, er will sie nicht abschrecken, er muss sie erst allmählig gewöhnen. Vorderhand machen sie erst blos sein Deutsch nach. Das ist schon auch etwas und bringt sie dem

Geiste der englischen Sprache näher. Man darf nichts überstürzen.

„Oh,“ sagt er stolz. „Man muss nur praktisch sein. Das ist so schlecht in den Wienern. Sie sind nicht praktisch. Sie haben kein' gutes Idee. Deswegen machen sie nicht Geschäft. Ich bin praktisch. Ich hab' Idee. Deswegen ich hab' auch schon Schuler — oh, eine viele Menge! Nur noch kein Geld. Oh, gar kein Geld!“

Ich komme jetzt fleissig in das Seminar. Gelernt habe ich nichts. Aber ich kann es nur bestens empfehlen.



Gedruckt in der Druckerei
von
A. KLARBAUM, BERLIN SO.,
Reichenberger Strasse 154
im Auftrage von
S. FISCHER, VERLAG, BERLIN W.,
Köthener Strasse 44.

